



**Mecklenburg : Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg**

**19.1924**

1924

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1031737944>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext



1930

2062 OT 7 Mk

Kein Drupfl.

binden

19/21

L

# Mecklenburg.

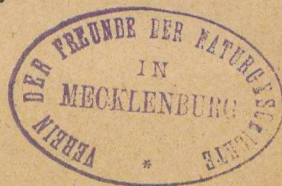
## Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg.

(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

---

Neunzehnter Jahrgang.

1924.





# Inhaltsverzeichnisse.

## Zum Heimatbund Mecklenburg.

|  |                        |
|--|------------------------|
| Einladung zum Lübbeener Heimatfest . . . . . | Hef. 1 S. 32           |
| Mittheilungen . . . . .                      | Hef. 2 S. 64, „ 3 „ 96 |

## Abhandlungen und Mittheilungen.

|  |                        |
|--|------------------------|
| K. Augustin, Schanze bei Parchim . . . . .   | „ 2 „ 59               |
| A. Baalk, Die mecklenburgische Dorfkirche . . . . .  | „ 2 „ 50               |
| A. Baalk, Bemerkungen über die klassizistische Architektur Mecklenburg-Schwerins . . . . . | „ 3 „ 86               |
| R. Belß, Zu unsern Burgwällen . . . . .  | „ 2 „ 41               |
| R. Belß, Der Schädel auf dem Herde . . . . .   | „ 3 „ 68               |
| R. Belß, Steinmale . . . . .   | „ 3 „ 70               |
| H. Kraft, Ein Kegelgrab bei Parchim . . . . .  | „ 1 „ 20               |
| K. Majch, Waffen der Behörden im Kampfe für den Naturschutz . . . . .                      | „ 1 „ 26               |
| K. Majch, Aus den Akten des Brunnens auf dem Sandhofe zu Gnoien . . . . .                  | „ 3 „ 78               |
| J. F. Pries, Die Baumeister Mecklenburgs und ihre Werke . . . . .                          | „ 1 „ 1                |
| K. Puls, Die plattdutschen Rädensorten . . . . .   | „ 1 „ 23               |
| F. Tschén, Die Flurnamen der Wismarschen Feldmark . . . . .                                | „ 2 „ 33               |
| W. Warnke, Seltene Vogelarten unseres Heimatlandes . . . . .                               | „ 3 „ 65               |
| Deutsche oder lateinische Schrift (Bz.) . . . . .  | „ 1 „ 29               |
| Rundhäuser (Trabant) . . . . .   | „ 1 „ 30               |
| Lufburg u. ä. (Bz., Böhmer) . . . . .  | „ 1 „ 30               |
| Totschlag (E. Müller) . . . . .  | „ 1 „ 30               |
| Tüffel in Mäkelborg (Puls) . . . . .   | „ 1 „ 30               |
| Ein Steinpflug (Wildhagen) . . . . .   | „ 1 „ 30               |
| Posaunenchöre (Voss) . . . . .   | „ 1 „ 31               |
| Waldschutz . . . . .   | „ 2 „ 60               |
| Ein versteinertes Mammuthzahn (Wildhagen) . . . . .  | „ 2 „ 60               |
| Schildkröten (Wildhagen) . . . . .   | „ 2 „ 60               |
| Wurten (Bz. u. a.) . . . . .   | Hef. 2 S. 60, „ 3 „ 92 |
| Dörpriemels (Puls) . . . . .   | „ 2 „ 60               |
| Heimatfest zu Lübbeen . . . . .  | „ 2 „ 62               |
| Eingesandt (Puls) . . . . .  | „ 2 „ 64               |
| Mäkelbörgsch Urt (Puls) . . . . .  | „ 3 „ 93               |
| Das Volk als Dichter (Puls) . . . . .  | „ 3 „ 94               |
| Wasser (Puls) . . . . .  | „ 3 „ 94               |
| Von der Landscheid (Puls) . . . . .  | „ 3 „ 94               |
| Volkstracht (Buddin) . . . . .   | „ 3 „ 94               |
| Hundestragen (Bz.) . . . . .   | „ 3 „ 95               |

## Bücherschau.

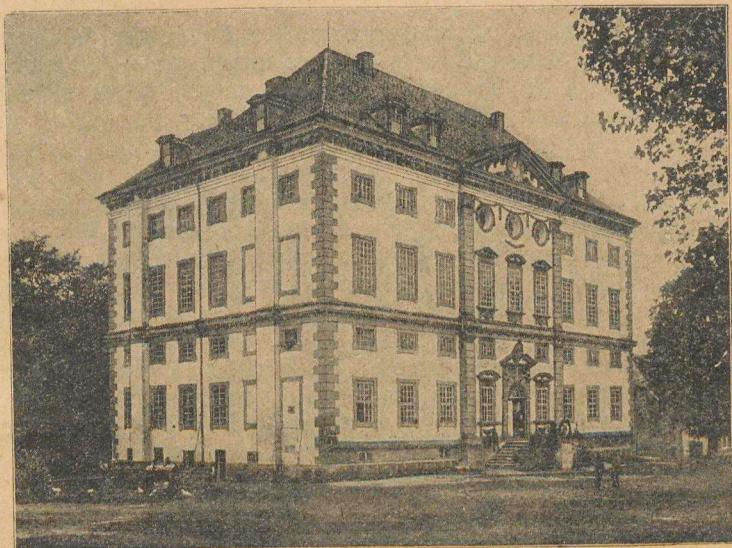
|  |          |
|--|----------|
| Bökeri von'n Plattdutschen Landsverband Meckelborg . . . . .                       | „ 1 „ 32 |
| M. Haberlandt, Einführung in die Volkskunde (Tenchel) . . . . .                    | „ 2 „ 63 |
| W. Neese, Die beiden Babendieks (Puls) . . . . .                                   | „ 2 „ 64 |
| Nordalbingien (Tschén) . . . . .   | „ 3 „ 96 |
| Pietsch und Rehberg, Jahreshefte des Provinzialvereins Brandenburg (Bz.) . . . . . | „ 3 „ 96 |



## Abbildungen.

|  |        |           |
|--|--------|-----------|
| Schloß Rossow                          | Hest 1 | S. 1      |
| St. Nikolaikirche in Schwerin          | " 1    | " 7       |
| Großherzogliches Schloß in Ludwigslust | " 1    | " 9       |
| Großherzogliches Palais in Doberan     | " 1    | " 12      |
| Kurhaus am Heiligendamm                | " 1    | " 13      |
| Museum am Alten Garten in Schwerin     | " 1    | " 15      |
| Landesuniversität in Rostock           | " 1    | " 17      |
| Inhalt des Kegelgrabes bei Parchim     | Hest 1 | S. 21. 22 |
| Steinpfug                              | Hest 1 | S. 31     |
| Kirche von Groß-Wockern                | " 2    | " 33      |
| Burgwall von Kl. Luckow                | " 2    | " 46      |
| Funde vom Burgwall von Queßin          | " 2    | " 48      |
| Kamm von Dipperow                      | " 2    | " 49      |
| Kirche von Zurow                       | Hest 2 | S. 52. 53 |
| Kirche von Alt-Gaarz                   | Hest 2 | S. 54     |
| Kirche von Hornstorf                   | " 2    | " 55      |
| Kirche von Rednitz                     | " 2    | " 56      |
| Kirche von Bieftow                     | " 2    | " 57      |
| Das Neue Gebäude in Schwerin           | " 3    | " 65      |
| Grenzstein bei Grabow                  | " 3    | " 74      |
| Wegkreuz von Lübeck                    | " 3    | " 75      |
| Steinplatte von Selow                  | " 3    | " 76      |
| Der Lange Stein von Wittenburg         | " 3    | " 78      |
| Pavillons in Doberan                   | " 3    | " 88      |
| Torhaus zu Schwerin                    | " 3    | " 89      |
| Schmiede zu Hohenzieritz               | " 3    | " 90      |
| Friedhofstor zu Wöbbelin               | " 3    | " 90      |
| Herrenhaus zu Schönfeld                | " 3    | " 91      |





Schloß Rossowitz.

# Mecklenburg.

Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg  
(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

19. Jahrg.

Mai 1924.

Nº 1.

## Die Baumeister Mecklenburgs und ihre Werke.

Von Joh. Friedr. Pries, Geh. Oberbaurat.

Die nachfolgenden Angaben sind im wesentlichen dem Schleschen Werke: „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin“ bzw. dem bisher erschienenen Teile von Krüger: „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz“ entnommen. Einige Nachrichten verdanke ich dem Geheimen und Haupt-Archiv zu Schwerin.

In den Denkmälerwerken sind aber erst bei neueren Gebäuden die Namen ihrer Erbauer, bei den mittelalterlichen Bauten, auch den größten kirchlichen, ist höchstens hier und da ein Meister, der eine Einzelheit hergestellt hat, namhaft gemacht.

Die Ursache hierfür ist einmal, daß man sich in weiten Kreisen auch heute noch nicht darüber klar ist, wer als der „Baumeister“ eines Baues anzusehen ist. Viele sehen den dafür an, der den Bau ausführt, den Bauausführenden oder Unternehmer, und werden in dieser Anschauung dadurch bestärkt, daß in manchen Ländern, so u. a. in Sachsen, dieser auch amtlich als „Baumeister“ bezeichnet wird.



Andere wieder verwechseln den Bauherrn und den Baumeister miteinander und nennen ersteren den Erbauer, sehen in letzterem nur seinen — fast unnötigen — Berater. Bei dem Hange, Fremdwörter zu gebrauchen, ist es vielfach üblich geworden, dem eigentlichen Baumeister die Bezeichnung „Architekt“ zu geben, ohne dabei grade an den ursprünglichen, griechischen Sinn dieses Wortes zu denken.

Es soll im nachfolgenden dem eigentlichen deutschen Sprachgebrauche nach unter dem „Baumeister“ der verstanden werden, der aus der Raumanordnung des Gebäudes — dem Grundrisse —, seiner Raumgestaltung, d. h. der Gestaltung seiner einzelnen Räume, und der Massengestaltung des ganzen Gebäudes die künstlerische Einheit des Bauwerkes schafft, also den Plan entwirft und die Ausführung leitet.

In den weitaus meisten Fällen muß der Künstler in sein Bild Anregungen aufnehmen, die ihm von anderer Seite, namentlich vom Bauherrn, gegeben werden. Das kann ihm seine Aufgabe zwar erleichtern, kann sie ihm aber auch erschweren, weil sich diese Anregungen immer nur auf einen jener Teile, Raumanordnung, Raumgestaltung oder Massengestaltung oder auch nur auf Einzelheiten der Ausführung oder der künstlerischen Durchbildung des Werkes beziehen und dann in das Gesamtbild oft mit Schwierigkeiten hineingepaßt werden müssen.

Für die mittelalterlichen Bauten kommt nun noch eines hinzu. Wie es noch heute bei einfachen Aufgaben, z. B. unseren ländlichen Häusereien, der Fall ist, wurde derzeit viel nach allgemein üblichen Typen gebaut, die auch der Laie kannte, und die weitere Ausgestaltung dem ausführenden Bauhandwerker überlassen. Oder der Raumgedanke war ein so einfacher, daß auch der Laie danach einen Bau leiten konnte. So z. B. sind unsere mittelalterlichen Landkirchen zumeist von Geistlichen gebaut, die dem praktischen Leben nahestanden und imstande waren, ihre Ideen durch geschickte Handwerker in die Tat umzusetzen, denen sie die technische Lösung der Aufgabe und die künstlerischen Einzelheiten überließen. Auch wo der Raumgedanke kein ganz einfacher mehr war, wie bei den Kapellenkranzchören unserer größeren Kirchen, ist es doch nicht die geistige Schöpfung eines einzelnen, sondern das Erzeugnis einer bis in ihre Anfänge zu verfolgenden Entwicklung, die letzten Endes übrigens in manchen Fällen ungelöst geblieben ist. Bei manchen dieser Kapellenkränze darf man den Dachstuhl nicht mit den Augen des Ingenieurs beurteilen wollen.

Wie die Kirchenbauten durch Geistliche, so wurden städtische Bauten, Rathäuser usw., nach einfachen oder überlieferten Raumgestaltungsgesetzen von Magistratspersonen geleitet, und haben wir uns unter den mittelalterlichen Stadt-Baumeistern nur ausnahmsweise Techniker vorzustellen. Solche Ausnahmen gab es aber und werden etwa vom 17. Jahrhundert ab die Regel geworden sein, indem man einen Ratsmaurer- oder Ratszimmermeister von besserer Allgemeinbildung und mit größeren, auf der Wanderschaft erworbenen Erfahrungen als Stadtbaumeister, aber als städtischen Beamten, nicht als Magistratsmitglied, anstellte.

Namentlich aber beriefen die Fürsten um jene Zeit, vielleicht noch etwas früher, zur Leitung ihrer Schloßbauten künstlerisch befähigte Baumeister zunächst aus den Kreisen entsprechend geschulter Handwerker. Doch war der Schloßbau jener Zeit in seinen Raumgedanken noch recht einfach, das Schloß war ein höheres rechteckiges Haus mit Satteldach, an das ein Treppenturm, der Wendelstein, angebaut war, die ganze innere Einteilung war leichter Einbau, durch den die einfach aneinander geschlossenen Einzelräume geschieden waren.



Auch für einen solchen Bau konnte noch der Bauherr die wichtigsten der Aufgaben übernehmen, die oben als diejenigen des Baumeisters bezeichnet werden, und das gibt uns das Recht, den Herzog Johann Albrecht, 1552 bis 1576, als den ersten mecklenburgischen Baumeister zu nennen, wenn er auch weder Baufach studiert noch ein Bauhandwerk gelernt hatte. Der bei seinen Bauten und einer kleinen Gruppe anderweitiger Ausführungen in der Umgebung von Mecklenburg angewandte Formenstil ist nach ihm Johann-Albrecht-Stil benannt; er ist dadurch gekennzeichnet, daß die künstlerisch hervorzuhebenden Bauteile, die Gesimse, Frieße, Umrahmungen der Portale und Fenster und die freien Endigungen der Giebel nach oberitalienischer Art in gebranntem Ton, in Terrakotta, in den Formen der italienischen Renaissance hergestellt, die glatten Flächen verputzt wurden, so daß sich neben der Formenwirkung auch im Wechsel von rot und weiß eine angenehme Farbenwirkung ergab. Die nahe Hansestadt Lübeck bot dem Herzoge Gelegenheit, den dortigen geschickten Ziegelbrenner Statius von Düren für seine Bauten heranzuziehen, und für das freundliche Verhältnis zwischen dem Herzoge und dem Räte Lübedes spricht es, daß der letztere seine Ratsmaurermeister für die Bauten des ersten als Ausführende zur Verfügung stellte, Gabriel von Aken für den 1553 begonnenen Bau des Fürstenhofes in Wismar, Valentin von Cira für den von 1556 an erbauten Teil des Schweriner Schlosses, der an die Schloßkirche südlich anschließt, in dem sich der Waffensaal befindet. Das „von“ in den drei Namen ist aber nicht als Adelsbezeichnung zu verstehen, sondern nach mittelalterlicher Art die Angabe des Heimortes. Statius stammte danach vom Niederrhein, Gabriel von der mittleren Elbe, wo Cira liegt, habe ich nicht feststellen können<sup>1)</sup>.

Als weiterer Meister des Terrakottenbaues ist Christoph Haubitz zu nennen, dessen gut ostelbisch klingender Nachname nun schon wirklicher Personennamen ist. Er arbeitet als Maurermeister unter dem später zu besprechenden Johann Baptist Parr um 1567 beim Bau der Schweriner Schloßkirche, wird aber um 1571 als Baumeister von Herzog Christoph, in dessen Dienst er bis 1584 nachzuweisen ist, mit dem Umbau des Schlosses in Gadebusch beauftragt, zu dem auch noch Meister Statius die Terrakotten lieferte. Auch dieser Bau zeigt in seiner räumlichen Anlage noch keine Neuerungen.

Ungefähr um die gleiche Zeit wirkten im Lande vier Gebrüder Parr, besonders unter dem Herzog Ulrich in Güstrow. Ihr Vater, Jakob Parr d. Ä., war der Baumeister des Pfaltenschlosses in Brieg, dessen in italienischer Renaissance durchgebildete Prunkfassade er 1552/53 schuf. Er soll Lombarde gewesen sein. Zweifelloos war nicht nur er italienisch geschult, auch seine Söhne müssen von Hause aus oder auf späteren Reisen ihre künstlerische Ausbildung auf der Grundlage italienischer Kunstübung erworben oder erweitert haben. 1558 schließt der Herzog Ulrich mit Franz Parr einen Vertrag über den Güstrower Schloßbau, aus dem Schlie nach der Sprache entnimmt, daß Parr Oberdeutscher war. Der Schloßbau dauert von 1558 bis 1570. Der Grundplan hält noch an dem Hause mit aneinandergereihten Räumen fest, fügt aber drei solcher Häuser hufeisenförmig aneinander, ohne sie zu einer eigentlichen architektonischen Einheit zu vereinigen. Die Ecken sind durch Türme hervorgehoben und über der im Südflügel etwas aus der Mitte herausgerückt belegenen Einfahrt erhebt sich ein wuchtiger Portalbau. Neu ist für den Bau des Nordens

<sup>1)</sup> Auch Andrée, Brockhaus, Meyer und Stiefel geben keine Auskunft über ein Cira oder Cyra.



die allen drei Geschossen des Ostflügels vorgelegte Hofgalerie, ein bisher nur im Süden üblicher Bauteil. Die hohen Dächer mit ihren steilen Abschlußgiebeln, die zahlreichen Türme und turmartigen Ausbauten mit ihren abwechselungsvollen Helmen und die reichen Kaminbauten geben dem Bau wieder das Gepräge nordisch-mittelalterlichen Kunstempfindens, dagegen läßt die für Norddeutschland ganz neue Gliederung der Wandflächen die Herkunft des Künstlers aus dem Süden erkennen. Freilich was dort in Stein gedacht war, mußte hier in verputztem Ziegelwerk ausgeführt werden; das gelang Parr aber, ohne daß er dabei in Steinachahmung versallen wäre. Die Geschosse, deren jedes eine eigene, von unten nach oben leichter wirkende Flächenbehandlung aufweist, sind durch starke Gesimse voneinander getrennt, ein sehr kräftiges, freilich unbeholfen derbes Hauptgesims schließt die Wand unterm Dache ab. Die über es hinausragenden Giebel und Türme sind zierlicher und anstrengend durch vorgelegte Säulchen gegliedert. Zu den Hofarkaden konnte der Baumeister natürlichen Stein verwenden und damit eine neue Kunstübung nach Mecklenburg bringen, wo gebrochener Stein im Mittelalter nur sehr selten angewandt war. Manche Einzelheiten des Äußeren, Kapitäle usw., wurden in Terrakotta hergestellt, der mit dem Puze übereinstimmenden Wirkung wegen aber übertüncht.

Auch der Bruder Christoph Parr arbeitet mit am Güstrower Schlosse, doch als Stukkateur, vielleicht gemeinsam mit einem dritten Bruder, Jakob Parr d. J. Von diesen werden also die zum großen Teile noch erhaltenen Stuckdecken des Schlosses stammen, auf denen sich feiner ornamentaler Schmuck mit naiven, nicht grade künstlerisch erdachten bildlichen Darstellungen vereinigt.

Der vierte Bruder endlich, Johann Baptist Parr, war vornehmlich in Schwerin tätig und 1568 Baumeister der Schloßkirche, die in ihren reichen Neggewölben, in ihrem Steinportal und Ausbaustücken, der Kanzel und dem früheren, jetzt im Museum aufbewahrten Altar, den süddeutschen Meister, dem italienische Kunst nicht fremd war, erkennen läßt. Doch auch Franz Parr wurde für Schweriner Schloßbaufragen als Berater zugezogen und endlich soll Christoph Parr für den dortigen Dom eine leider verschwundene Empore geschaffen haben.

Endlich ist aus dem 16. Jahrhundert hier noch Philipp Brandin aus Utrecht zu nennen. Von 1563 bis zu seinem Todesjahre 1594 ist dieser Künstler, der sich anfänglich als Steinmetz bezeichnete, im Lande nachweisbar. Er brachte eine neue Art der Architektur ins Land, die, von Holland ausgehend, in den deutschen und nordischen Seestädten Verbreitung fand und namentlich in Kopenhagen und Danzig stark vertreten ist: die Bauglieder, Gesimse, Tür- und Fenster-rahmen, Giebelendigungen wurden von hellem Kalkstein oder Sandstein gefertigt, die Flächen mit roten Ziegeln verblendet. Dabei waren die Bauglieder recht schmal gehalten, um an Transportmassen zu sparen, weil der Haustein auf dem Wasserwege von außerhalb bezogen werden mußte. Die Ostseestädte holten dazu einen hellgrauen, fast weißen Kalkstein von der estländischen Küste oder von der Insel Gotthland, von wo schon im früheren Mittelalter in dortigen Werkstätten gefertigte Taufsteine und die Platten zu den Grabsteinen gekommen waren. Brandins bedeutendstes bauliches Werk war das in Wismar, wo er wohnte, 1569 bis 1571 errichtete Wohnhaus des Bürgermeisters SchabbeIt, später die bekannte Kochsche Brauerei, das diese Richtung der deutschen Renaissance als eines ihrer besten Werke vertritt. In der Grundrißanordnung folgt das mit einem stattlichen Giebel versehene Haus noch der alten Anlage des hanseatischen Patrizierhauses. Das Obergeschoß ist ausgesprochen als Nebengeschoß



behandelt. Im übrigen ist nachgewiesen, daß manche Einzelheiten der Architektur damals schon viel benutzten Vorlagewerken entnommen ist. Denn Brandin's eigentliches Schaffensgebiet war weniger die Baukunst als die Bildhauerkunst. Er schuf für den Dom in Güstrow das Grabmal des Fürsten Borwin II. von 1575, der Herzogin Dorothea aus demselben Jahre und das große Marmordenkmal des Herzogs Ulrich und seiner beiden Gemahlinnen 1584 bis 1587 sowie das Grabmal der 1586 gestorbenen Herzogin Ursula in der Klosterkirche in Ribnitz. Unter seinen weiteren Werken ragen ein von Bassewitz'sches Epitaph in der Kirche in Basse und ein von Riebesches in St. Marien in Anklam als bedeutendste hervor.

Brandin wurde 1583 zum Hofbaumeister ernannt und auch bei Schloßbauten beschäftigt, namentlich leitete er 1578 bis 1589 den Wiederaufbau des ausgebrannten Nordflügels des Schlosses in Güstrow und schuf dabei den nach dem Hof hinaus am Eckturm angebrachten reizvollen Erker. Endlich ist noch ein Werk dieses Künstlers zu erwähnen, das ihn als Baumeister und als Steinmetz werten läßt, die Wasserkunst auf dem Markte in Wismar, ein zwölfeckiger Sandsteinbau, dessen schlanke Hermenpfeiler, zwischen denen Gitter angeordnet sind, ein Hauptgestirn mit breitem Inschriftenfries tragen. Darüber erhebt sich das Kupferdach in Form einer welschen Haube mit Laterne und Spitze. Das 1580 begonnene kleine Bauwerk zeigt eine feine Ausführung und gehört zu dem Interessantesten, was die Kunst der deutschen Renaissance — deren künstlerischen Gehalt man freilich nicht, wie es zeitweise geschah, überschätzen darf — im Norden geschaffen hat.

Einen Übergang zu einer neuen Zeit und einer neuen Kunst repräsentiert für Mecklenburg der Kapitän Gerd Ewert Piloot aus Emden, im Lande der erste aus der großen Reihe von Architekten des 17. und 18. Jahrhunderts, die aus dem Offizierstande hervorgegangen sind, oft auch noch dem Ingenieur-Offizierkorps angehörten, wie sie schon als fürstliche Baumeister tätig waren.

Piloot tritt 1612 in die Dienste des Herzogs Adolf Friedrich und baute zunächst das feste Schloß auf, dessen Wallanlagen neben denen der Kirche von Kirchdorf noch erkennbar sind. Das Schloß selbst, ein einfaches „Haus“, ist im 18. Jahrhundert abgetragen. Ein Pilootscher Entwurf zu einem Schlosse oder Jagdhaufe in Kraak, d. h. Umbau eines alten Ordenshauses dort, von dem jetzt nichts mehr steht, kam nicht zur Ausführung. Dagegen rühren einzelne noch erhaltene Teile des Schweriner Schlosses von ihm her, die an der Schloßkirche und über der Schloßküche; die Teile, die durch die gequadrerten Flächen und die kleinen Türmchen mit den etwas unbeholfen-derben Zwiebelhelmen auszeichnen. Ein vollständiger Pilootscher Umbauentwurf für das Schloß kam wegen des inzwischen ausgebrochenen Dreißigjährigen Krieges nicht zur Ausführung.

Aus dem gleichen Grunde kam auch sein letzter Schloßbau ins Stocken, der des Schlosses in Neustadt, den er 1618/19 für den Herzog Adolf Friedrich entworfen hatte. 1619 bis 1622 wird daran gebaut, dann bleibt der Bau fast 100 Jahre liegen und sollte Piloot, der 1629 starb, hier, wo er von Anfang an nach eigenen künstlerischen Ideen schaffen durfte, nur die Anfänge seines Werkes entstehen sehen, das ein Späterer in verändertem Geiste vollendete.

Bildet Piloot in manchem einen Übergang zu einer neuen Zeit, so gehört ihr der nächste hervorragende Baumeister Mecklenburgs, der Hugenotte Charles-Philippe Dieussart, schon vollständig an. Wie der bekannte Augsburger Stadtbaumeister Elias Holl (gestorben 1646) die aus dem Süden



stammenden, im wesentlichen auf *Andrea Palladio* (1518 bis 1580) zurückzuführenden neuen Raumgedanken nach Deutschland trug, so trug *Dieussart* sie zu uns nach Mecklenburg. Er kam von Hamburg als dorthin verzogener Hugenotte und erbaute von 1657 ab für den Generalmajor von *Dieregge* das Schloß in Rossow, den ersten modernen Bau in Mecklenburg. Es ist ein Rechteck von 9 : 6 Achsen mit kleinen Flügelanbauten an der Gartenseite und enthält zwei Vollgeschosse, über jedem ein Halbgeschoß, das untere Halbgeschoß mit einem kräftigen Bandgesimse, das oben mit einem starken Konsolen-Hauptgesimse unter dem ringsum abgewalmten Dache abgeschlossen. Die drei mittleren Achsen der Vorderseite treten ein wenig vor und tragen am Dache einen vorgelegten Flachgiebel. Der Mittelbau enthält im Erdgeschoße die Halle mit der Haupttreppe im Hintergrunde, im Obergeschoße den Saal, beiderseits schließen sich weitere Räume und Nebentreppen in organischer Anordnung, nicht als willkürliche Einbauten, an. Wie die Raumanordnung ist auch die Ausführung höchst gebiegen, der Dachstuhl ein großartiges Ingenieurwerk; das Äußere trotz Verwendung von rotem Marmor, Sandstein und Terrakotten zu manchen Einzelheiten der in den Flächen gepußten Fassaden verhältnismäßig schlicht, aber vornehm und würdig.

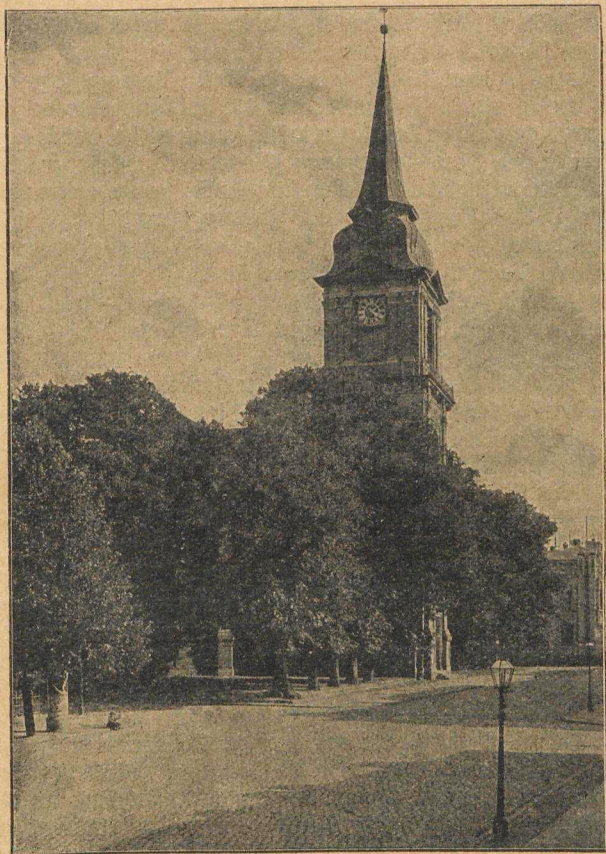
Der Künstler hat unser Land bald wieder verlassen, schon 1667 ist er beim Um- und Erweiterungsbau des später abgebrannten alten Schlosses in Bayreuth tätig, auch das Ende des 17. Jahrhunderts erbaute Rathaus in Erlangen wird ihm zugeschrieben. Regierungs-Oberbaurat *Lorenz*, der die Werke *Dieussarts* eingehender untersucht hat, vermutet, daß der höchst gediegene kleine Torbau des Güstrower Schlosses auch von *Dieussart* her stammt; zweifellos aber ist von ihm das beste bildhauerische Werk des 17. Jahrhunderts im Lande, das Marmorndenkmal des Geheimen Rats *Günther* von Passow im Dom zu Güstrow, geschaffen, da das Rentereiregister 1657/58 eine darauf hinweisende Angabe enthält.

Für das 18. Jahrhundert ist an erster Stelle ein Kirchenbaumeister zu nennen. Anknüpfend an den italienischen Kirchenbau der Renaissance hatte sich zur Zeit der Gegenreformation im katholischen Deutschland der glänzende Kirchenbau des Barock auf einer von der mittelalterlichen abweichenden Grundlage der Raumanordnung entwickelt. Von den größten Meistern dieser Zeit, einem *Johann Balthasar Neumann*, den *Dienzenhofers*, den *Brüdern Asam*, waren ganz neue Raumgedanken in den Kirchenbau hineingetragen. Aber auch im evangelischen Deutschland schuf jene Zeit auf neuer Grundlage in seinen Rundkirchen und Saalkirchen künstlerisch und liturgisch höchst bemerkenswerte Bauten, als deren bedeutendste die Frauenkirche in Dresden von *Georg Bähr*, 1726 bis 1738, und die Michaeliskirche in Hamburg, von *Ernst Georg Sonnin* 1751 bis 1762 erbaut, genannt seien. Zeitlich geht den letzteren aber die *Nikolai- oder Schellskirche* in Schwerin voran, die, gleichfalls ein bedeutamer Bau dieser Zeit, unter dem Herzoge *Friedrich Wilhelm* von dem Ingenieur-Kapitän *Jakob Reuß* 1708 begonnen wurde und dessen künstlerischer Befähigung das beste Zeugnis gibt. Es ist eine Kreuzkirche, mit drei Dielearkarmen und Westturm aus Siegeln mit Sandsteineinzelheiten erbaut und mit Kupfer gedeckt, das Innere mit gebogener Puzdecke überwölbt. Von besonderer Feinheit sind die Einzelheiten des an die Straße gerückten Turmes, namentlich seine Helmspitze gehört zu den schönsten Ausführungen dieser Art. *Reuß* starb während des Baues 1710 und wurde, wie wenige Jahre nach ihm sein Bauherr, der Herzog (1713), in der Kirche beigesetzt. Sonst ist von *Reuß* nur bekannt, daß er, anscheinend gemeinsam mit dem Ingenieur-Major von *Ham-*



merstein, um 1710 Pläne für die Vollendung des Schlosses in Neustadt entwarf, dessen Bau, wie oben ausgeführt ist, wegen des Dreißigjährigen Krieges unterbrochen war.

Der Vollerbauer der Schelfskirche und des Schlosses in Neustadt wurde der Oberbaudirektor Leonhard Christoph Sturm, bekannt als eifriger Theoretiker und Architekturschriftsteller. Auch auf anderen Gebieten war er schriftstellerisch tätig, selbst zu theologischen Fragen nahm er eifrig Stellung. Bevor er 1711 nach Schwerin berufen wurde, hatte er als Professor der Mathe-



St. Nikolaikirche in Schwerin i. M.

matik in Wolfenbüttel und Frankfurt a. O. an den Universitäten gelehrt, selbst der Universitätsstadt Altdorf, wo er 1669 geboren war, entstammend<sup>2)</sup>. Sturm's Absichten für die Vollendung der Schelfskirche kennen wir aus seiner 1712 in Hamburg gedruckten Abhandlung: „Leonh. Christ. Sturms fürstl. Mecklb. Bau-

<sup>2)</sup> Über den bewegten Lebensgang dieses interessanten, aber anscheinend übermäßig von seiner Bedeutung überzeugten Mannes vgl. die Allgem. deutsche Biographie Band 37.



directoris Architektonisches Bedenken von protestantischer kleiner Kirchen Figur und Einrichtung“, auf Grund derer der Herzog 1713, kurz vor seinem Tode, den Ausbau der Kirche nach den Sturmschen Plänen genehmigte. Diese sehen als östlichen Abschluß der Vierung eine zweigeschossige Kolonade vor, in die Altar und Kanzel eingebaut waren und dem Künstler Gelegenheit bot, zu zeigen, daß er den „Serlio“ und seine Lehre von den Säulenordnungen richtig erfaßt habe. Von diesem Einbau ist nichts erhalten, er ist gelegentlich der 1858 unter der Leitung des Landbaumeisters Voß vorgenommenen Neuausstattung des Innern der Kirche beseitigt. Bedeutender ist Sturms Verdienst um den Bau des Schlosses in Neustadt, mit dessen Planung ihn der Herzog Friedrich Wilhelm 1711 beauftragte. Durch die Bindung an alte, vor 80 Jahren hergestellte, „durch alle Gewitter angefochtene“ Mauern wurde diese Planung sehr erschwert, aber im Sinne der französischen Schloßbauten des 17. Jahrhunderts vorzüglich gelöst<sup>2)</sup>. Das Äußere wurde gegenüber den Entwurfszeichnungen bei der Ausführung etwas vereinfacht, aber unter Verwendung von Pirnaer Sandstein zu Einzelheiten bei gepußten und mit Lagerfugen versehenen, am Sockel gequadrerten Flächen gebiegen ausgeführt; die innere Ausstattung der Räume, von denen sich manche durch besondere Raumschönheit auszeichnen, ist edel und durch hervorragende Stuckarbeiten, zu denen italienische Stukkateure herangeholt waren, geziert. Leider können am Äußeren die unfertig gebliebenen Säulenkapitelle, deren Bearbeitung angeblich unterblieb, weil die italienischen Arbeiter vor dem ersten Schnee und Frost flohen.

Wohl der bedeutendste Architekt des Landes nächst Dieussart war der Baurat und Hofbaudirektor Johann Joachim Busch, geboren zu Schwerin 1720, zunächst als Hofbildhauer, 1758 als Hofbaumeister angestellt. Er war der Architekt des kunstsinnigen Herzogs Friedrich, der eine Reihe tüchtiger Künstler an seinen Hof zu Ludwigslust zog, als Bildhauer Rudolf Kaplunger, als Porträtmaler Matthieu, als Landschaftler Findorff und Suhrlandt. Es ist die Zeit, in der die Kunst das Barock zum Klassizismus übergeht und in der Dekoration das Rokoko zunächst vom Louis XVI. abgelöst wird, das Busch so glänzend beherrschte, daß man annehmen kann, er habe seine Ausbildung, wenigstens teilweise, in Frankreich genossen. Daß er auch noch im reichsten Rokoko sattelfest war, beweisen von ihm in diesem Stil entworfene Zeichnungen.

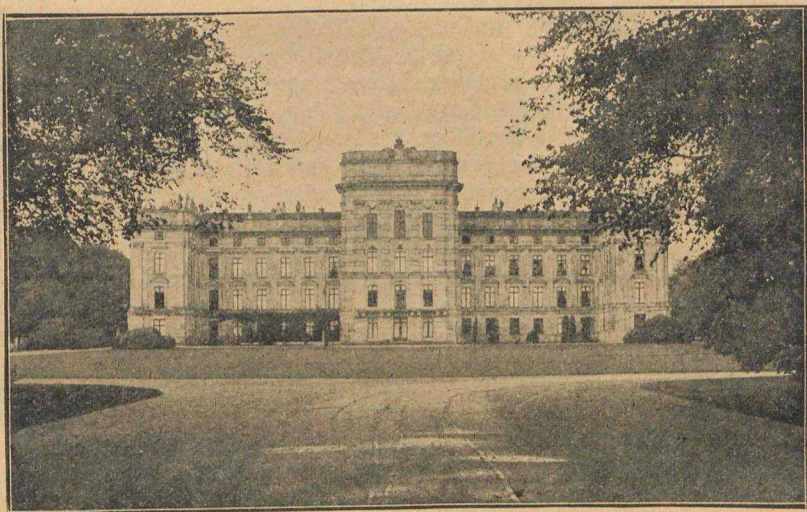
Das erste bedeutende Werk von Busch war die 1765 bis 1770 erbaute Stadtkirche in Ludwigslust, die ja im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als die Neugotik und das Eisenacher Regulativ die Ideen des Kirchenbaues beherrschten, viel bespottet wurde. Man lese aber nach, was Schlie darüber in seinem 3. Bande S. 243 schon um 1899 schreibt. Die Raumwirkung des Innern ist eine ausgezeichnete — die Akustik des Raumes soll freilich schlecht sein — und die liturgische Anordnung ist dadurch interessant, daß sie in der Hauptsache schon die ist, die der Kirchenbaukongreß in Dresden 1906 als das Ideal der evangelischen Kircheneinrichtung hinstellte. Das Äußere der Kirche legt allen architektonischen Aufwand in die mächtige, eine hohe Attika tragende Säulenvorhalle, die den dekorativen Abschluß der Vorderansicht des Schlosses und den Hintergrund für die in der Schloßansicht liegende Kaplungersche Kaskade bildet. Architektonisch bedeutender als die Kirche wirkt das ihr gegenüberliegende, von Busch 1772 bis 1776 erbaute Schloß. Es besteht aus einem Langbau, den ein

<sup>2)</sup> Den Grundriß s. Schlie 3. Band S. 291.



reichlich derber Mittelbau durchschneidet, und zwei langgestreckten Flügelbauten, in senkrechtem Sinne aus dem Sockelgeschoß, zwei Hauptgeschoßen und dem Dachgeschoße mit hoher Attika, die einen reichen Figureschmuck trägt. Im Mittelbau, der den Hauptsaal enthält, sind Dachgeschoß und Attika erhöht. Äußerlich ist der ganze Bau in Pirnaer Sandstein bekleidet, im Innern hat nur der Hauptsaal eine etwas aufwendigere, aber vornehm gehaltene Ausstattung erhalten.

Als weitere Bauten von Busch sind das „neue Gebäude“ am Markt in Schwerin von 1783 bis 1785 zu erwähnen — eine Säulenhalle mit dahinterliegenden Läden und Geschäftsräumen unter einem Mansardbache hinter einer Attika — und der Ausbau der Marienkirche in Waren 1792, über den diese Zeitschrift 1914 und 1918 berichtete. Ich vermute, daß auch die 1792 begonnene Schweriner katholische St. Annenkirche ein Werk von Busch ist; das schlichte Äußere, das große, jetzt beseitigte Bild an der Ostwand, namentlich aber die im



Großherzogliches Schloß in Ludwigslust, Rückseite.

Stil des Louis XVI. gezeichneten außerordentlich feinen Ausstattungsstücke, Kanzel, Beichtstühle, Weihwasserbecken, lassen auf Busch als Entwurfsverfasser schließen, auch der schmiedeeiserne, jedenfalls wie die in Ludwigslust, Grabow, Waren usw. vom Schmied Nieus in Ludwigslust gefertigte Taufständer lassen hierauf schließen. Endlich halte ich möglich, daß Busch auch der Verfasser der im gleichen Stil gehaltenen städtischen Fassade des Güstrower Rathauses gewesen sei, da kein anderer mecklenburger Künstler so in diesen Stil eingearbeitet war wie er.

Auch in Mecklenburg-Strelitz brachte diese Zeit einen bedeutenden Kirchenbau hervor, die Stadtkirche in Neustrelitz, zu der 1768 der Grundstein gelegt wurde. Es wiederholt sich hier noch einmal der Fall, daß die künstlerische Leitung des Baues nicht einem Fachmann übertragen wurde, sondern einem Laien, dem Leibmedikus Dr. Verpoorten. Sie ist eine rechteckige Saalkirche mit Emporen von feiner innerer Ausschmückung; das von einem hohen Walmdache bedeckte Äußere ist schlicht, an alle vier Seiten schließen sich kleine Treppenhäus-



vorbauten, deren in der Front belegener nach den Vorschlägen Schinkels 1828 bis 1831 durch einen Turm ersetzt wurde, dessen Erscheinung nicht sehr erfreut, namentlich wirkt die inmitten der oberen Plattform aufgestellte kreuztragende Säule nicht anmutend. Dr. Verpoorten wurde 1776 auch bei einem Umbau des Schlosses in Hohenzieritz zugezogen, doch wurde das von ihm Geschaffene schon 1790 wieder beseitigt, als das Schloß unter der Leitung des Fort-Ingenieurs Dräseke mit einem Oberstock versehen und mit einer Putzassade im Stile eines schlichten Barock versehen wurde<sup>1)</sup>.

Um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert treffen wir im Lande, wiederum in Ludwigslust, auch den ersten Romantiker der Baukunst, den Artillerie-Kapitän Johann Christian Heinrich von Sendewitz, der 1787 als Baukondukteur in herzogliche Dienste tritt, daneben aber anscheinend zunächst im Militärdienst verblieben ist, denn seine Ernennung zum Kapitän ist erst aus 1796. Unter dem späteren Großherzoge Friedrich Franz I. erbaute er 1803 bis 1809 die katholische Kirche in Ludwigslust, die als erstes Werk der Neugotik in Deutschland, jedenfalls im Gebiete des Ziegelbaues, bezeichnet werden kann. Es ist ein dreischiffiger Bau von vier Jochen, deren erstes und letztes vieleckig schließen. Einzelheiten, wie die Kapitele der schweren Pfeiler, erinnern mehr an ägyptische als an gotische Vorbilder, die Hauptsachen aber, so der Aufbau der Giebel und die Behandlung der Ziegelformen, sind auffallend gut an die mittelalterlichen Ausführungen angenähert. Nach Fertigstellung des Baues, 1809, wurde von Sendewitz zur Disposition gestellt; man scheint ihm eine Anschlagsüberschreitung übelgenommen zu haben; er blieb aber bei seinem Fürsten in Gnaden und wurde später in Ludwigslust, Doberan und Rostock, wo er sechsundsiebzigjährig 1824 starb, weiter beschäftigt.

Die nunmehr folgenden hauptsächlichlichen Vertreter der Berliner klassizistischen Schule hatten vor ihrem Eintritt in den Staatsdienst schon eine nach neueren Grundsätzen angelegte Berufsausbildung genossen. Doch war es damals noch üblich, zunächst ein Bauhandwerk, als Maurer, Steinmetz oder Zimmerer, zu erlernen, dann in dem Atelier eines bedeutenden Architekten eine systematische Ausbildung in der Baukunst durchzumachen. Aus dieser Ateliarausbildung erwuchs dann die 1799 von David Gilly begründete Bauakademie in Berlin, die hiernach als erste technische Hochschule Deutschlands bezeichnet werden kann.

Mit dem wachsenden Interesse für den Klassizismus wuchs auch in Mecklenburg das Verlangen, in dieser Richtung geschulte Baukünstler heranzuziehen. Dies führte öfter zu der Übertragung von Bauten an Berliner Architekten, so auch beim Bau von Landkirchen, wie z. B. der als Quersaalkirche erbauten bemerkenswerten Kirche in Röddlin in Mecklenburg-Strelitz, die der genannte Gilly erbaute. In der Person des Hofbaumeisters und Bildhauers Christian Philipp Wolff wurde dort auch bald für den Staat ein künstlerisch befähigter Bauleitender gewonnen. In dem bisher erschienenen Teile des Denkmälerwerkes ist freilich nur ein Werk von ihm, der Umbau eines 1810 erbauten Palais in ein Regierungsgebäude im Jahre 1818, erwähnt. Gewiß aber wird die gediegene Art zahlreicher klassizistischer Privatbauten in Neustrelitz auf seinen mittelbaren Einfluß zurückzuführen sein. Ich möchte auch annehmen, daß das in der Form eines kleinen dorischen Tempels reizvoll in die anmutige Waldbandschaft hineinkomponierte Belvedere am Tollensesee bei Neubrandenburg sein Werk ist<sup>2)</sup>. Über

<sup>1)</sup> Bild vgl. „Mecklenburg“ 1907 S. 48.

<sup>2)</sup> Es steht dort nicht mehr die vom Herzog Adolf Friedrich IV. erbaute, in Reuters Dörschlauchting erwähnte „Bellmandür“.



die Bedeutung Wolffs als Bildhauer ergibt sich Näheres aus einem Aufsatze des Arch. Konrad Hustaedt im Jahrgange 1917 dieser Zeitschrift (S. 79 ff.).

Leider reichen die Veröffentlichungen über die Mecklenburg-Strelitzer Werke der Baukunst zurzeit noch nicht zu vollständigen Angaben aus. So muß an dieser Stelle auf eine genauere Schilderung der von Kirchenrat Krüger in seiner Schrift „Die Kirchen in Mecklenburg-Strelitz“ erwähnten Zentralkirchen dieser Zeit zu Weisdin, Wittenhagen, Gramelow, Dolgen, Dannwalde verzichtet werden, nur für die Rundkirche in Hohenzieritz von 1806 ist der Landbaumeister Friedrich Wilhelm Dunkelberg als Bauleitender im Denkmälerwerke angegeben.

In Mecklenburg-Schwerin wurde 1809 Johann Georg Barca, geboren zu Schwerin 1781, zum Hofbaumeister berufen und ihm als erste Aufgabe der Bau eines Mausoleums für die Herzogin Luise, der 1808 heimgegangenen Gemahlin Friedrich Franz I., übertragen. Für diese in der Zeit des Rationalismus auch in Privatkreisen üblichen Bauten<sup>6)</sup> liebte man Anklänge an das Mystische der ägyptischen Kunst; dies kommt hier in den schräge ansteigenden fensterlosen Wänden, Sphingen in den Halbkreisnischen des Frieses usw. zum Ausdruck, wenn auch die Einzelheiten aus der klassischen Architektur entlehnt sind<sup>7)</sup>. Gleichfalls bereits 1809 war Barca mit der Fertigstellung der katholischen Kirche in Ludwigslust, namentlich mit der Abwicklung der Abrechnung, beschäftigt. Von ihm stammen Kanzel und Beichtstuhl in edelster „Konditorgotik“. 1817 erbaute er den abseits stehenden Turm dieser Kirche, der freilich in seinem Spitzbogen-Kreuzdach usw. die Unbeholfenheit des Klassizismus dort zeigt, wo er sich mit mittelalterlichen Reminiszenzen befaßt; damals wurde eben die Gotik noch als Barbarenstil empfunden. Barca hatte aber noch einmal das Schicksal, sich mit diesem Stil beschäftigen zu müssen, als der im Innern sehr heruntergekommene Schweriner Dom von den „Kleinigkeiten und störenden Zierraten der papistischen Zeit“ gereinigt werden sollte. Ob ihm dieser Auftrag in dieser Form angenehm war, mag bezweifelt werden, da er der katholischen Konfession angehörte. Von den Barcaschen Ausstattungsstücken haben aber nur ein innerer Windfang und einzelne Türen die Restauration des Domes von 1867/68 überdauert.

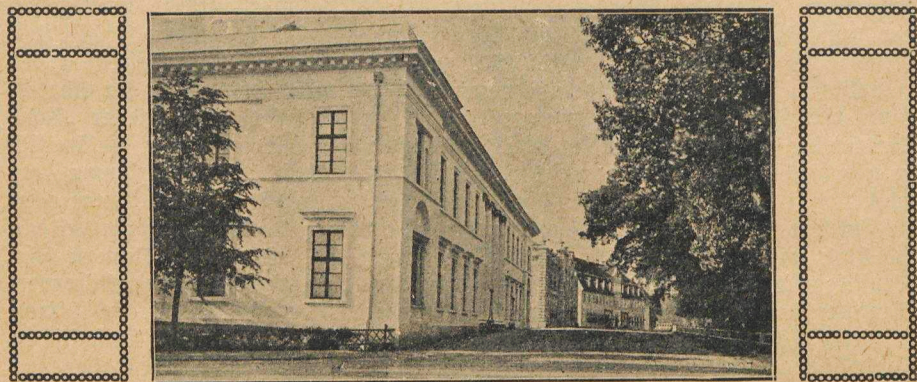
Die bedeutendste künstlerische Leistung Barcas ist der Ausbau der Stadt Ludwigslust unter dem Großherzog Friedrich Franz I., die Schaffung der schönen dortigen Schloßstraße, der er durch das streng klassizistische Dragoner-Marstallgebäude mit seinem hohen Kreisgiebel-Mittelbau einen wichtigen Abschluß gab und damit die Ideen Joh. Joachim Busch' fortsetzte und vollendete. Barca wußte auch kleine Aufgaben gut zu lösen, so z. B. zeigen mehrere von ihm an der Berlin-Hamburger Chaussee erbaute Chausseehäuser eine für einen solchen Bau ideale Gestaltung. Ich vermute, daß auch einige der recht gediegenen Bauten in Redefin, vielleicht der ganze Gestütshof dort, von ihm geschaffen wurden. Sicher ist von ihm der Umbau des Rathauses in Wismar 1817/19 geleitet; daß aber in diesem ein alter Bau steckt, ist vielleicht die Ursache, daß einige Einzelheiten, z. B. das unschön hohe Drempegelgeschoß, etwas stören.

<sup>6)</sup> Vgl. hierzu den Aufsatz von Arch. Konrad Hustaedt im Jahrgang 1916 dieser Zeitschrift S. 23 ff. und 54 ff.

<sup>7)</sup> Das zweite, bekanntere der Ludwigslustler Mausoleen wurde 1804/06 für die Herzogin Helene Paulowna von Sillie aus Lübeck in griechischen Formen mit einem Tempelgiebel als Vorbau erbaut.



Eine etwas andere Richtung, weniger originell, aber streng akademisch, vertrat der Landbaumeister Karl Theodor Severin, wie Wolff ein geborener Waldecker, der 1796 unter von Seydewitz beschäftigt und unter dessen Oberleitung 1801/02 mit der Bauleitung bei der Errichtung des 1878 zum Rathause umgebauten Salongebäudes beauftragt wurde. Er verblieb dann in Doberan und verwaltete bis 1836 einen Baudistrikt, der sich ungefähr mit dem heutigen Hochbauamte Rostock deckt. 1805 beauftragte ihn der Herzog mit der Ausarbeitung der Pläne für das Theater und das Palais in Doberan, ersteres war 1806 vollendet. Das theater- und kulturgeschichtlich interessante Gebäude mußte leider 1887 dem Neubau des Gymnasiums weichen. Das 1810 fertiggestellte Palais gehört zu den vornehmsten Bauten, die der Klassizismus überhaupt geschaffen hat. Eine außerordentlich klare Raumanordnung zeichnet das Innere, schlichte, vornehme Ruhe das Äußere aus. Außer diesen beiden Gebäuden rühren auch die beiden Pavillons auf dem Kamp, das Prinzenpalais, jetzige Landdrostei, von 1821/23 und mehrere Privathäuser in Doberan von ihm her. 1814 erbaute er das Kurhaus am Heiligendamm mit einer prächtigen Säulenhalle und dem



Großherzogliches Palais in Doberan.

hohen Flachgiebel, der sich über einer Attika erhebt, 1822/23 das Stahlbad, das inzwischen, ganz tüchtig, umgebaut, d. h. mit einem Oberstock versehen ist; endlich dürfte auch die gediegene Fassade des Kurhauses in Sülze ein Severinsches Werk sein.

Über Barca und Severin wurden schon Monographien als Doktor-dissertationen, die erstere von Dr. Ing. P. Dobert, Berlin 1920, die zweite von Stadtrat Dr. Ing. Thielke zu Doberan 1917 verfaßt, für Johann Joachim Busch steht eine solche noch aus.

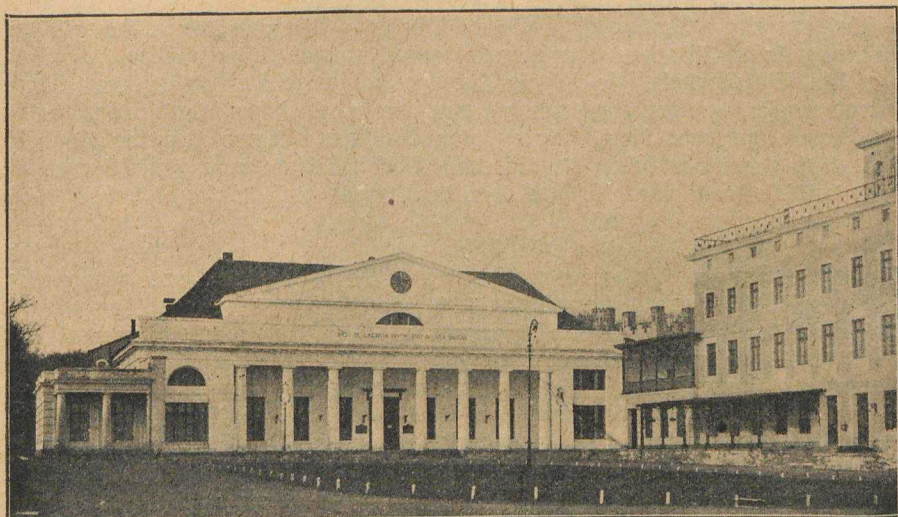
Endlich ist unter Mecklenburgs Klassizisten noch ein schlichter Handwerker, der Maurermeister Kosahl in Güstrow, zu nennen, von dem, wie Justizrat Dr. Knebusch in dieser Zeitschrift, 1912 S. 127, berichtet, eine Reihe klassizistischer Hausgiebel, meist Schürzen vor alten Fachwerkhäusern, herkommen, die für das Güstrower Ortsbild mitbestimmend, leider aber mehrfach durch spätere Ladeneinbauten verunglimpft sind.

Dem Klassizismus folgt seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Zeit der Stil-kunst, der Wiederholung älterer Stilformen, das endliche Ergebnis der seit Mitte des 18. Jahrhunderts betriebenen kunstgeschichtlichen Forschungen, die



schon als Ursache der Wandlung des Barock zum Klassizismus angesehen werden kann. Je mehr man sich in diese Studien vertiefte und sie in weitere Kreise trug, desto mehr beherrschten sie die ausübende Kunst. Sie führten dann auch bald zu Parteien, Klassiker und Romantiker oder hier der „olle Frieche“, dort der „Backsteingote“ traten sich feindlich gegenüber, und über der Verehrung der geschichtlichen Schmuckformen ging die Kenntnis des Geistes der geschichtlichen Stile verloren. Es fehlte das Gefühl dafür, daß die Architektur eine Raumkunst sei, daß die Schönheit ihrer Werke vornehmlich in der Schönheit der Räume und Massen an sich, in deren Abmessungen und Verhältnissen, nicht in dem angefügten Formen- und Farbenschmuck allein zu liegen habe.

Für den Baukünstler trat hiermit das kunstgeschichtliche Wissen an die Stelle des künstlerischen Könnens. Das ist bei der Beurteilung der Werke der



Das Kurhaus am Heiligendamm.

folgenden Architekten im Auge zu behalten, jedenfalls mußte sich dieses Können erst durch jenes Wissen hindurchbringen.

Die Verehrer der klassischen Kunst stützten sich vornehmlich auf den großen Berliner Meister Karl Friedrich Schinkel, doch haben Werke seines Geistes bei uns in Mecklenburg keine große Verbreitung. Als Beispiel nenne ich nur das vom Oberlandbaumeister Wunsch 1825/26 erbaute alte Regierungsgebäude in Schwerin. Daß die Pläne hierzu von Schinkel selbst herkommen sollten, trifft nicht zu.

Zu den tüchtigsten Schülern Schinkels gehört der Oberbaurat Friedrich Wilhelm Buttel, der über ein Menschenalter lang die Führung im Bauwesen des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz hatte. Er folgte seinem Meister aber weniger in dessen hellenistischer Kunst als in seinen — im ganzen wohl als verfehlt zu bezeichnenden — Versuchen einer Wiederbelebung der deutschen Gotik, zu der ihn die erwachende Romantik seiner Zeit verleitete. Buttels



bedeutendste Werke waren die Hofkirche in Neustrelitz, 1855 bis 1859, und die Klosterkirche in Malchow, die bereits 1844 bis 1849 von ihm erbaut war. Beide, wie noch andere Kirchenbauten dieses Künstlers, haben mit den Schinkelschen Kirchenbauten gotischer Richtung gemein, daß ihre Massengestaltung die der mittelalterlichen Bauten verfehlt, wie am meisten an den flachen Dächern auffällt. Diese finden sich auch in der italienischen und englischen Gotik, aber sie sind es nicht allein, die den Unterschied ausmachen, es fehlt ihnen das, was Schöffler in seinem so bezeichneten Buche den „Geist der Gotik“ nennt. Es sind klassische Bauten mit gotischen Kunstformen. Bei ihnen ist aber die sorgfältige Behandlung des Werkstoffes zu loben, wenn auch der Charakter des bodenständigen älteren Ziegelbaues verfehlt wurde, schon weil in den wichtigeren Bauteilen Haustein in Terrakotta nachgeahmt wurde. Man muß also Buttels Bauten aus der Kultur ihrer Zeit heraus beurteilen, die zu eigenartigen Konflikten führte, wie sie am stärksten bei seinem Neustrelitzer Rathausbau von 1841 — übrigens einem Umbau eines älteren Hauses — hervortraten. So angesehen, wird man seinen Werken Anerkennung zuteil werden lassen müssen.

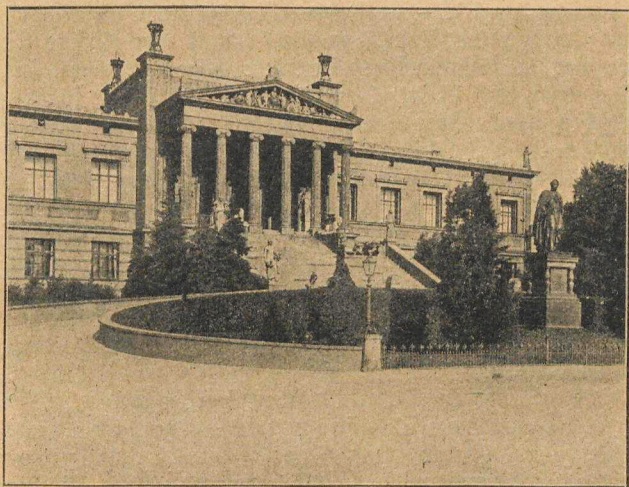
Die Einseitigkeit, die sich in der bis dahin geübten hellenischen Kunst geltend machte, und der Umstand, daß man die romantischen Kunststile nicht für alle Zwecke geeignet hielt, führten zum Studium anderer früherer Baustile, namentlich der italienischen Renaissance. Doch würdigte man zunächst nur die Früh- und Hochrenaissance, lehnte aber das Barock, auch das auf Palladios Werken begründete, noch ab.

In diese Zeit fällt das erste Wirken des durch seine besondere politische Stellung bekannten Hofbaurates Georg Adolf Demmler, geboren zu Berlin 1804, 1837 zum Hofbaumeister, 1841 zum Hofbaurat ernannt, der zunächst als Bauführer beim Bau des Regierungsgebäudes tätig war, dann von 1840 bis 1842 als ersten größeren Bau das Arsenal in Schwerin ausführte, wobei er Florentiner Bauten zum Vorbild nahm, aber nur in regelmäßigem Puzbau wiederholen konnte, was dort wichtiger Quaderbau ist. Von 1842 ab beschäftigten ihn die Pläne zu dem vom Großherzog Friedrich Franz II. in Aussicht genommenen Schloßbau in Schwerin. Sein erster Entwurf sucht Anschluß an englische Vorbilde, der zweite schließt sich an die von Pilot erbauten älteren Teile des Schlosses an. Auf Demmlers Vorschlag und anderweitige Vorstellungen beim Großherzog entwirft dann auch Gottfried Semper in Dresden Pläne für den Schloßumbau, bis endlich die Oberleitung dem Geh. Oberbaurat Stüler in Berlin übertragen wird. Demmler wurde 1850 aus dem Hofdienst wegen seiner politischen Stellung entlassen, blieb aber beim Großherzog in Gnaden. Von ihm rühren einige Privathäuser in Schwerin her und als interessanter Bau das Rathaus in Wittenburg, äußerlich ein Bau in Puzgotik mit vier Ecktürmen und einer großen Freitreppe zum Markt. Die Raumanordnung sieht eine weite hohe Mittelhalle vor, an die sich rechts und links in zwei Geschossen die Geschäftsräume anschließen. In der Halle sollte der freie Bürger über das Wohl der Stadt beschließen, sie wurde aber mehr vom Wittenburger Rennverein benutzt, der dort seine Festessen abhielt.

Demmlers Nachfolger im Dienste war der Oberhofbaurat Hermann Willebrand, der den Schloßumbau unter Stüler örtlich geleitet hatte. Er war ein Mann von seiner künstlerischer Begabung und von bescheidenem Auftreten, so daß er vielfach nicht nach Verdienst gewürdigt wurde. Sein erstes selbständiges Werk in Schwerin ist der Altaraufbau im Dom für das Gaston Lenthese gewaltige Altargemälde von 1843/44. Er baute hier dann in den



1860er Jahren das Gymnasium und greift dabei auf den Ziegelbau zurück, ohne deshalb mittelalterliche Formen nötig zu halten. Sein Hauptwerk war das 1869 eingeweihte Universitätsgebäude in Rostock. Für die äußere Architektur wurde dabei der Johann-Albrecht-Stil wieder zur Anwendung gebracht und wurden für die besseren Einzelheiten neben etwas Sandstein Terrakotten verwandt, während die Flächen in verschiedener Art, z. T. in der Kunstweise des Sgraffitto, farbig verputzt wurden. Das an sich stattliche Gebäude zeigt einen Mangel, der sich bei den damaligen, im Stil der italienischen Renaissance erdachten Bauten öfter findet: eine ungeschickte Dachgestaltung. Man legte derzeit nur auf die Fassade Wert und sah im Dach nur ein praktisch notwendiges Übel. Willebrands bedeutendster Bau nächst der Universität ist das Landesmuseum zu Schwerin, bei dem die Feinheit seines Kunstempfindens am besten zur Geltung kommt. Auch hier begründete er seine Kunstformen in der für das hausteinlose Land so charakteristischen Verbindung von Terrakotta mit reicher Pugausführung, der er durch



Landes-Museum in Schwerin.

den Sandstein-Tempelvorbau einen wirkungsvollen Akzent gab. Durch die Wahl gelber Terrakotten milderte er die Farbenwirkung, da in der Umgebung die rote Ziegelfarbe allzu kräftig gewirkt haben würde.

In der Zeit von etwa 1820 ab wurde in manchen Kreisen das englische Landleben als vorbildlich für das deutsche angesehen. Das hatte zur Folge, daß für die Herrenhäuser der Rittergüter einige Jahrzehnte hindurch die sogenannte englische Gotik der beliebteste Baustil war. Fürstliche Schloßbauten, wie Schloß Babelsberg bei Potsdam, Erdmannsdorf in Schlesien, waren hierin vorangegangen. Auch vom mecklenburgischen Landadel wurden Architekten zugezogen, die diesen Stil pflegten, wie Stüler für das Schloß Basedow, doch ist von diesem Teile des Schlosses nach einem Brande und Neuaufbau nur noch wenig erhalten. Bekannt sind daher heute die Gutschlösser in Kittendorf und Darchentin, doch vermag ich deren Baumeister nicht anzugeben, wie sie ja auch für die zahlreichen stattlichen Barockschlösser unserer Rittergüter meist nicht



bekannt sind. Den Schloßbauten der großen Fideikommisse folgten die Herrenhäuser der einzelnen Güter, deren eine große Zahl in den guten Zeiten der Landwirtschaft nach dem Krimkriege neu erbaut wurde. Die Mehrzahl hiervon im Lande baute der Privatbaumeister *Thormann* aus Wismar. Alle sind Puzbauten mit den aus der englischen Gotik entnommenen Einzelformen unter einem ziemlich flachen, mit dem damals allgemein beliebten englischen Schiefer eingedeckten Dache. Die Massengliederung dieser Häuser war im allgemeinen eine angemessen schlichte, von vorspringenden Erkern, Altanen usw. machte er jedenfalls keinen übermäßigen Gebrauch; die später so beliebten zwecklosen Türme kommen nur vereinzelt, also wohl nur, wo der Bauherr es wünschte, vor. Im Innern schuf *Thormann* behagliche Räume, hatte aber in den Raumverbindungen einige Eigentümlichkeiten, die heute als unbequem empfunden werden.

Als Pfleger der romantischen, auf die deutsche Gotik zurückgreifenden Kunst nannte ich schon *Buttel*, einen Schüler *Schinkels*. Dieser selbst war 1828/37 zum Umbau der Kirche in Dobbertin zugezogen, entwarf die Pläne und hatte die obere Leitung des Baues, er schuf damit das einzige Turmhelmpaar im Lande, das, von der Blankenberg-Karower Eisenbahn über den See hinweg gesehen, ein so schönes Bild bietet. Noch gut zwei Jahrzehnte später glaubte man für einen gotischen Kirchenbau einen auswärtigen Architekten nötig zu haben. So wurde vom Grafen *Schlieffen* für den Bau der Kirche in Schlieffenberg 1854/59 der Architekt von *Heideloff* aus Nürnberg, bekannt durch seine Instandsetzung der Feste Coburg, hinzugezogen. Die Kirche in Schlieffenberg, die im Verein mit dem Schlosse gleichfalls von der Eisenbahn — bei Calendorf — gesehen, schön in der Landschaft wirkt, läßt, trotzdem sie ein sorgfältiger Siegelbau ist, ihre süddeutsche Herkunft erkennen. Die Einsattelung des Schiffes zwischen Turm und hohem Thordach erinnert an Nürnbergs beide großen Kirchen, die Überleitung des Turmes vom Quadrat zum Achteck an den zierlichen Turm der Pfarrkirche in Bozen.

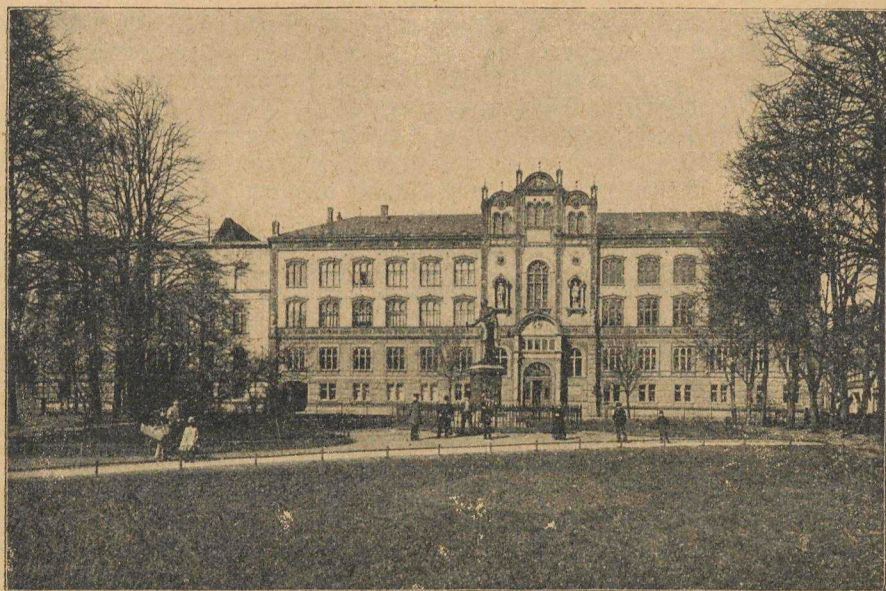
Inzwischen war aber am Polytechnikum, der jetzigen Technischen Hochschule zu Hannover, unter *Conrad Wilhelm Hase* eine Schule der Neugotik begründet, die das Studium der alten Gotik, namentlich auch des norddeutsch-mittelalterlichen Siegelbaues, wissenschaftlich betrieb. Diese Richtung führte bei uns der Baurat *Theodor Friedr. Krüger* in Schwerin, 1818 geboren, 1885 gestorben, ein. Kein Schüler aber ein Freund von *Hase*. Sein eigentliches Gebiet war der Kirchenbau; über 80 Kirchen im Lande sind von ihm erbaut oder restauriert. Seine erste Aufgabe war die Restauration der Marienkirche in Röbel 1849 bis 1851, sein bedeutendster Bau die Schweriner Paulskirche, der 1862 begonnen, 1869 vollendet wurde. Auch der innere Ausbau des Domes 1867/68 ist im wesentlichen Krügers Werk, wie er auch für die Doberaner Kirche um 1860 Kanzel, Orgel und Fürstenthron schuf. Die Krügersche Gotik wich von der Haseschen in einigen wesentlichen Punkten ab. *Hase* war handwerklich strenger, *Krüger* scheute sich nicht, den Siegelbau durch Anwendung von Terrakotten zu bereichern und damit aus dem Rahmen des mittelalterlich-geschichtlichen Stiles der Gotik herauszutreten. Freilich stand *Hase* für solche Fälle der Haustein zu Gebot, wovon er aber nur im Anfange seiner Tätigkeit Gebrauch machte.

Die Neugotik, auch die Krügersche, hat sich in neuerer Zeit oft eine herbe Kritik gefallen lassen müssen, namentlich wenn sie mit der mittelalterlichen Gotik verglichen wurde. Das darf man nicht tun; nur wenn man sie als einen selbständigen Stil betrachtet und wertet, wird man sie gerecht beurteilen und dann



auch ihre Schönheiten erkennen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß — wie oben ausgeführt ist — die Hochbaukunst in erster Linie Raumkunst ist, nur nebenher Formenkunst. Man betrachte von diesem Gesichtspunkt aus das Innere der Krügerschen Paulskirche und wird sich dann, von der Raumwirkung ergriffen, vor kleinlicher Kritik hüten. Freilich das, was die Neugotik — in bester Absicht — durch ihre Kirchenrestorationen an den mittelalterlichen Werken gefehlt hat, kann nur bedauert und als Zeiterscheinung erklärt, darf daher auch nicht einem Einzelnen zur Last gelegt werden.

Beim Bau der Paulskirche wirkte als Bauführer der Geheime Oberbaurat **Georg Daniel**, geboren zu Rehna 1829, gestorben 1913, ein Mann, der wie wenige Jahrzehntlang das ganze Hochbauwesen im Lande beherrscht hat, oder richtiger in beiden Landen Mecklenburg, denn an die erste Stelle wurde er zuerst



**Landes-Universität in Rostock.**

in Mecklenburg-Strelitz, 1880 nach Mecklenburg-Schwerin berufen. **Daniel** folgte keiner bestimmten Kunstrichtung ausschließlich, suchte vielmehr in jedem Einzelfalle den Stil der Aufgabe anzupassen. Eine Fortentwicklung einer der Stile versuchte **Daniel**, darin der Üblichkeit seiner Zeit folgend, nicht, andererseits stellte er sich aber, auch nicht so unter den Zwang des Stiles, daß er hinter der Stilgerechtigkeit die Schönheit zurückgestellt hätte. Als hervorragendste seiner Werke sind die folgenden zu nennen: der Domturm zu Schwerin 1889/92, eine Stiftung des Grafen **Bernstorff** auf Wedendorf, die Stadtkirche in Malchow 1870/71, das Realgymnasium, das Geschäftshaus der Invaliden- und Altersversicherung zu Schwerin, das Gymnasium in Parchim, aus seiner Strelitzer Zeit mehrere ländliche Herrenhäuser im südöstlichen Mecklenburg und in Pommern, auch die kleine Kirche in Remplin. **Daniel** erwies sich durch die Mehrzahl dieser Bauten auch als Förderer des heimischen Ziegelbaues, dem er schon durch die



obere Aufsicht über die leider nach einem Brande eingegangene staatliche Kunstziegelei auf dem Kläterberge bei Schwerin Interesse entgegenbrachte.

Der hochbetagt im Jahre 1913 heimgegangene alte Herr war einer der größten Lebenskünstler, der allen schlimmen Ereignissen gegenüber — wenigstens äußerlich — seine volle Ruhe zu bewahren wußte. Wenige können sich rühmen, ihn auch nur je verstimmt gesehen zu haben. Mir ist das einmal begegnet; als ich den bereits in den Achtzigern stehenden krankheitshalber im Amte vertreten mußte und in einer Sache um Auskunft bat, war er darüber aufgebracht, daß er schon wieder durch Krankheit behindert werde, erst vor 75 Jahren habe er sich mit den Mäfern plagen müssen — inzwischen hatte ihm nichts gefehlt.

Unter den übrigen staatlichen Baubeamten des Landes hatte der Landbaumeister Ludwig Wachenhufen, auch der Erbauer der Kirche in Warnemünde, Gelegenheit, in der älteren Artilleriekaserne in Schwerin ein Werk von künstlerischer Feinheit zu schaffen, von Baurat Dr. Friedrich Koch in Güstrow sind einige Kirchenrestaurationen zu erwähnen, auf die der oben gegen solche erhobene Vorwurf nicht zutrifft, nämlich die der Kirchen in Teterow, Malchin und Güstrow (Stadtkirche). Trotzdem — oder weil — Koch scharf in den alten Bestand eingriff, besteht keine störende Einwirkung der neuen Teile auf die erhaltenen alten. Daß er dem ganzen Zeitgeschmack entgegen die charakteristischen Barockhelme der Kirchen in Güstrow und Malchin erhalten hat, ist ihm besonders zu danken.

Zu den genialsten Mecklenburger Architekten gehörte der Landbaumeister Karl Lükow in Rostock. Sein künstlerisches Ideal war die italienische Frührenaissance, und das von ihm 1878 erbaute Land- und Amtsgericht in Rostock gehört zu den besten Werken, die im Stile des lombardischen Ziegelbaues geschaffen sind. Weiter rühnen von Lükow mehrere Universitätsbauten, Anatomie, Frauenklinik usw., her, und die Restauration des Fürstenhofes in Wismar, eine seinerzeit viel angegriffene Ausführung. Tatsächlich ist dabei etwas rücksichtslos verfahren und sind mehrere schöne Einzelheiten preisgegeben; daß Lükow aber nicht so restauriert hat, wie man es damals allgemein wünschte, dafür kann ihm die heutige Denkmalpflege dankbar sein. Er hat wenigstens nichts aus romantischen Rücksichten hinzugefügt, wofür das vorhandene keinen Anhalt bot. Mit seinem künstlerischen Sehnen wohnte Lükow ganz in Rom und seine schönste Erholung bestand in der Arbeit an einer großen Federzeichnung der ewigen Stadt. Mit brillanten Erzählungen von seinen Begegnungen mit dem Papste — die z. T. inzwischen der plattdeutschen dichterischen Literatur eingefügt sind — wußte er die Gesellschaft zu erheitern, daß er aber eigenes häusliches Glück nicht gefunden hatte, war wohl die Ursache dafür, daß ein Nervenleiden sein vorzeitiges Ende herbeiführte.

Mit Lükow war der Privatbaumeister Fritz Saniter in Rostock befreundet, der als befähigter Architekt der Berliner hellenistischen Architekturschule angehörte, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Hitzig, Lucä, z. T. auch Adler, ihre Hauptvertreter hatte. Die von Saniter in dieser Kunstrichtung in Rostock geschaffenen Bauten haben leider alle schon wieder Mietshäusern weichen müssen, sie zeigten den Stil, der noch in einzelnen Häusern am Pfaffenteich in Schwerin, dem Hause der Kükenstiftung und einigen anderen, erhalten ist, deren Erbauer ich aber nicht anzugeben vermag. Saniter bemühte sich eifrig um die Hebung des Ziegeleigewerbes im Lande, auch in künstlerischer Hinsicht, wozu ihm der Betrieb eines eigenen größeren Ziegelwerkes auf seinem Gute Wahrstorf Veranlassung und Gelegenheit bot. Hier wurden die Terrakotten, Form- und



Verblendziegel hergestellt, deren L u k o w für seine Bauten bedurfte, doch auch zu eigenen Bauten S a n i t e r s, wie die Sparkasse in Rostock und das danebenliegende Haus.

Zu Restaurationsarbeiten an der Doberaner Kirche wurde der Dresdener Privatarchitekt, der spätere Geheime Hofbaurat G o t t h i l f L u d w i g M ö c k e l, 1837 zu Zwickau geboren, in das Land gerufen; später wurden ihm die Krügerschen Geschäfte eines Beirates der Großherzoglichen Kammer in Kirchenbauangelegenheiten übertragen, doch wurde ihm gestattet, seinen Wohnsitz in Doberan zu behalten. M ö c k e l gehörte zu den bedeutendsten Schülern H a s e s und neben O k e n zu den tüchtigsten Meistern der Neugotik im Gebiete des Ziegelbaues. Dies ist um so mehr anzuerkennen, als er aus einem Haupteinlande stammte und seine ersten, in Sachen ausgeführten Kirchenbauten in Haustein ausgeführt waren. Er war ein höchst genialer Künstler von einer ungewöhnlichen Formenphantasie, dabei aber von strenger handwerklicher Genauigkeit, die es ihm eben ermöglicht hatte, sich in die Eigenart jeden Werkstoffes einzuleben. M ö c k e l s wichtigste Bauten in Mecklenburg sind das Ständehaus in Rostock, ein Bau von klarer, guter Raumanordnung — der Hauptsaal ist leider zu dunkel und schlecht akustisch ausgefallen —, seine größte Kirche im Lande die katholische Christuskirche in Rostock, ferner sind von ihm das Gymnasium in Doberan, die Post dort und eine Reihe von kleineren Kirchen, darunter beide am Heiligendamm. Unter der größeren Zahl von Kircheninstandsetzungen sind die der Kirche in Sternberg und von St. Georgen in Parchim die wichtigsten. Ferner erbaute M ö c k e l das Großherzogliche Jagdschloß in Gelbensande und auswärts außer der Samariterkirche in Berlin und anderen Gebäuden in Deutschland die evangelische Kirche in Smyrna. Mit ernstem kirchlichen, beruflichen und künstlerischen Sinn verband M ö c k e l, der 1915 zu Doberan verschied, ein lebenswürdiges, geselliges Wesen, in dem sein Sinn für feineren edleren Humor ihn angenehm unterstützte.

Mit diesem Künstler, dem ich für die Einführung in die praktische Tätigkeit des Berufes Dank schulde, schließe ich diese Ausführungen und gedenke nur noch der zahlreichen Baumeister, auch aus der neueren Zeit, die hier ungenannt geblieben sind, weil ihnen nicht das Los geworden ist, ihre Namen an bedeutendere Werke zu heften, die treu und still ihre Pflicht erfüllt und ihre Arbeit getan haben.

Daß hier Männer, die noch leben oder nach Psalm 90, V. 10 noch leben könnten, nicht genannt sind, wird man verständlich finden.

Auch die Künstler, denen Aufträge zufließen, die ihre Namen bekanntgemacht haben, wußten und wissen recht wohl, daß jeder Baumeister — im Gegensatz zu manchem andern Künstler — das Verdienst an seinen Werken mit anderen teilen muß, daß sie tüchtiger Gehilfen, verständnisvoller Handwerksmeister, geschickter Handwerksgefelln bedürfen und schließlich auch der Steinträger seine Muskelkraft für das Gelingen des Werkes einsetzen muß, denen daher auch Anteil am Ruhme gebührt.

Unter den erwähnten mecklenburgischen Baumeistern konnte bisher nur bei einem, L e o n h a r d C h r i s t o p h S t u r m, auf eine schriftstellerische Tätigkeit hingewiesen werden. Es ist aber hierin noch einer zu nennen, über dessen eigene Werke als Baumeister nichts mitzuteilen ist, der Herzogliche Bauinspektor E r n s t C h r i s t i a n A u g u s t B e h r e n s in Hagenow, der 1796 bei der Böldnerschen Buchhandlung in Schwerin und Wismar ein dem späteren Großherzoge Friedrich Franz I. gewidmetes Buch über „Die Mecklenburgische Landbaukunst“ herausgab, das sich mit dem ganzen Gebiete des Kameralbaues beschäftigt und zahlreiche Risse von ländlichen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden enthält und



damit ein gutes Bild von der ländlichen und landwirtschaftlichen Kultur und Baukunst des 18. Jahrhunderts gibt.

Eine kleinere Schrift über „Die Domkirche in Rakeburg in geschichtlicher, architektonischer und monumentaler Beziehung“, Rakeburg 1881, gab der Landbaumeister F r. W. J. R i c k m a n n dort als Festschrift zur Wiedereinweihung der Kirche nach ihrer Instandsetzung auf Grund D a n i e l s c h e r Pläne heraus.

Endlich war auch der Baurat Dr. K o c h schriftstellerisch tätig, neben mehreren geologischen Arbeiten verfaßte er eine kurze „Entwicklungsgeschichte der Baukunst usw.“, Güstrow 1893.

Auch die schriftstellerische Tätigkeit Lebender soll hier keiner Beurteilung unterzogen werden.



## Ein Kegelgrab bei Parchim.

Von H. K r a c h t (Parchim).

1. L a g e: Zwischen dem Wege nach Wozinkel, der Dargelücker Forst und der Bahnlinie Parchim—Lütz, im Wüsten Felde. 150 Meter vom Wozinkeler Wege auf einer leichten Bodenwelle.

2. G r ö ß e: Umfang 72 Meter, Höhe 2 Meter, Kegelform.

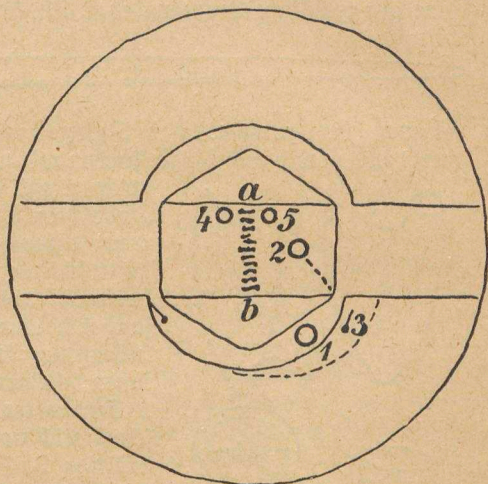
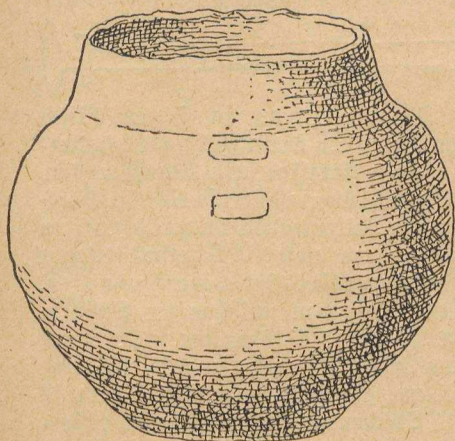
3. A l l g e m e i n e s: Der Hügel war früher mit mannshohem Besenginster bewachsen und deshalb in seiner Form nicht klar zu erkennen. Scharfer Frost in einem der letzten Jahre vernichtete den Hasenbram, und als spielende Knaben diesen niedergebrannt hatten, hob sich der Hügel sehr scharf im Gelände ab. Bei einem gelegentlichen Besuch fand ich beim Stochern mit dem Handstock einen handgroßen Urnenscherben oben auf dem Hügel und wurde dadurch in der Ansicht, eine alte Grabanlage vor mir zu haben, bestärkt. Seit Frühjahr 1922 habe ich mit Hilfe von Gewerbeschülern, dann Volksschülern eine Ausgrabung unternommen und diese durch die tatkräftige Unterstützung unseres Rektors M o h r, der die ersten Klassen der Mittelschule aufbot, und durch die Mithilfe zweier junger Kollegen das Werk kurz vor Weihnachten 1922 zu Ende geführt.

4. V e r l a u f d e r A r b e i t: Wir zogen zunächst einen Graben von etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter Breite in ostwestlicher Richtung über den Hügel. Wir fanden dabei etwa 50 Zentimeter unter der Oberfläche an 3 Stellen Urnenscherben zwischen einzelnen Steinen. Sie sind ziemlich dickwandig, bräunlich und mit grobem Grus durchsetzt. Zeichnungen haben sie nicht. Diese oberen Sandschichten waren nicht unversehrt; es ist also möglich, daß alle Scherben von einer Urne stammen. In etwa Mannestiefe stießen wir auf eine festliegende Steinpackung. Wir suchten diese freizulegen und schnitten deshalb von der Mitte des Grabens Halbkreise nach beiden Seiten in den Hügel, so daß allmählich ein Kessel von 8 Meter Durchmesser entstand. Am Südostende dieses Kessels stießen wir auf eine Steinsetzung. Sie stand 50 Zentimeter unter der Oberfläche im Sande, enthielt eine tadellos erhaltene Urne (abgebildet nebenstehend oben) und war mit einem flachen Steine überdeckt. Die Urne war bis zum Rande mit Knochen (große Stücke) und gelbem Sande gefüllt. Weitere Beigaben fanden sich nicht.

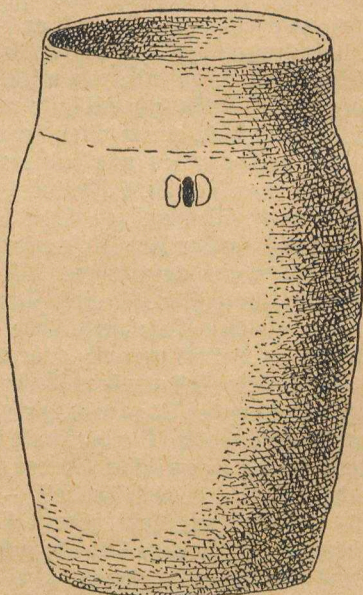
Durch vorsichtiges Nachfühlen gelang es uns jetzt, die Ränder der Steinpackung freizulegen, und so schälte sich ein scheinbar sechseckiger, etwa  $\frac{1}{2}$  Meter hoher Steindamm heraus, der im Osten erheblich höher war als im Westen, dort scheinbar einen Aufbau trug. Wir fingen an der Nordecke an abzuräumen und fanden unter den Steinen direkt auf dem gelben Sande eine etwa fingerdicke Kohlschicht. Die Kohlenstücke waren oft daumendick und sind von einem hiesigen Zimmermeister als Kohlen von Eichenholz angesprochen worden. Bei Linie a



der Skizze verschwand die Kohlenschicht und die Steinpackung senkte sich scharf um etwa 50 Zentimeter tiefer. Wir stellten das Abräumen hier nun ein, um auf



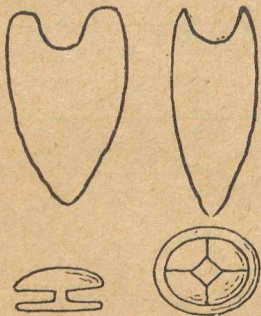
der entgegengesetzten Seite zu beginnen. Die Verhältnisse waren ähnlich so wie vorhin, nur die Brandschicht nicht so stark und gleichmäßig. Bei b hörte auch hier die Brandschicht auf und die Senkung der Steinpackung stellte sich ein. Somit lag nun ein rechteckiger Steinhügel frei, der 5 Meter lang,  $3\frac{1}{2}$  bis 3 Meter breit und etwa 1 Meter hoch war ( $\frac{1}{2}$  Meter tief versenkt). Die Seitensteine waren fast alle sehr groß, oft nicht von einem Mann zu heben, und scheinbar sehr sorgfältig ausgewählte, kantige Stücke, so daß die Wände, besonders die Südwestwand, wie Mauern wirkten. — Wir machten uns nun daran, den auf dem Ostende der Steinpackung befindlichen Aufbau abzuräumen, und konnten nun erkennen, daß es wirklich eine Steinkiste war, die eine Urne enthielt. Der Inhalt war wie bei 1, nur war sie nicht bis zum Rande gefüllt. Leider war sie durch die Wurzeln einer Tanne stark beschädigt, auf der einen Seite auseinandergesprengt und sehr mürbe. Ich mußte die Urne auf ihrem Standplatz mit Gips ausgießen, um sie transportfähig zu machen. Durch sorgsames Flickern ist es mir dann gelungen  $\frac{3}{4}$  der Urne zusammenzuhalten, so daß ihre Form erhalten ist. Als wir das nächste Mal zum Graben erschienen, waren böse Buben bei unserm Hügel tätig gewesen. Sie hatten bei a die Längsseite angerissen und Scherben einer Urne und Knochenreste hervorgeholt. Glücklicherweise hatten sie beides nicht verworfen, sondern alles auf ein Stück Papier gelegt und einem Schüler von ihrem Werk erzählt, der mich sofort benachrichtigt hatte. Wir konnten deshalb auch diesen Fund retten. Um mehr Platz zum Heraus-schaffen der Steine zu ge-





winnen und ein Abstürzen der Böschung zu verhindern, mußten wir den Kessel im Südosten um 1 Meter verbreitern. Dabei fanden wir frei im Sande liegend eine gut erhaltene Bronzenadel (s. Sk. bei 3). Nun erst gingen wir an das Weg-

räumen der prismatischen Steinpackung. Ziemlich genau in seiner Mitte zwischen a und b auf Skizze fanden wir auf der untersten Steinschicht, die pflaster-



artig gesetzt war, einen Streifen von Knochenresten. Wahrscheinlich hatte sich über dieser Stelle ein Hohlraum befunden, dessen Seitenwände teilweise noch zu stehen schienen. Bei a, wo auch die Scherben gelegen hatten, die von unberufener Hand herausgerissen waren, fand sich eine Menge Scherben zwischen den Steinen. Jedenfalls rühren sie von 3 Gefäßen her. Zwei von ihnen scheinen ziemlich groß gewesen zu sein mit etwa 5 Zentimeter breitem, geradem Hals; ihre Farbe ist schwärzlichbraun, 2 Stücken haben Henkel und 2 andere kräftige Buckel. Außerdem Stücke einer dünneren, kleineren Schale, mit etwa 4 Zentimeter breiter

Bodenfläche. In der Mitte des Knochenstreifens zwischen a und b fanden wir beim Sieben der Erde 2 Feuersteinspessspitzen und einen Bronzeknopf.

Der klare Bericht über die von Herrn K r a c h t sachgemäß vorgenommene Ausgrabung ermöglicht eine sichere Deutung der ziemlich komplizierten Erscheinungen. Danach handelt es sich um ein Grab in Form eines „Körpergrabes“, d. h. so hergerichtet, daß es zur Bergung eines unverbrannt beigelegten Leichnams dienen konnte; ob dabei ein wirklicher Sarg (ausgehöhlter Baumstamm oder dgl.) oder eine Absteifung der Wände verwendet ist, ergibt der Befund nicht. Diese Umhüllung ist mit einem Steinkegel bedeckt, welcher nach der Verwitterung des Holzes nachgesunken und daher an den Seiten höher ist als in der Mitte. Wir hatten genau dieselbe Erscheinung an den 1910 in den Slater Tanne ausgegrabenen Gräbern (s. Mecklenburg 1910 S. 82). In diesem Holzbehälter wurde der Tote gebettet, denn der Knochenstreifen ist wahrscheinlich als ein Rest des b e e r d i g t e n Leichnams aufzufassen. Mitgegeben wurden ihm steinerne Pfeilspitzen und ein Gürtelknopf, wohl auch Tongefäße mit Speise und Trank. Wie sich dazu das in gleicher Tiefe befindliche Grab mit Leichenbrand in einer Urne verhält, ob zweite Bestattung mit anderm Grabritus (Brand) oder spätere Beisetzung, ist nicht mehr bestimmbar. Denn bedauerlicherweise hat gerade an diesem wichtigen Punkte der Ausgrabung ein unbefugter Eingriff stattgefunden, der das Bild unkenntlich macht. Die im Sande liegende Nadel gehört anscheinend nicht zur Ausstattung des eigentlichen Grabes, sondern stellte eine dem Toten gewidmete Gabe dar, fällt also in dieselbe Zeit. — Die in Steinkisten in demselben Hügel beigelegten Urnen mit Leichenbrand sind natürlich jünger als das Hauptgrab, mögen aber noch in dieselbe Periode gehören. Seltamerweise fand sich dieselbe Erscheinung (Nachbestattungen in zwei Steinkisten) auch in einem der Slater Gräber (a. a. O. S. 45). Überhaupt zeigt unser Grab mit diesen Slatern die größte Verwandtschaft: wir haben dieselbe Art der Bewaffnung (Pfeilspitzen), denselben Gürtelknopf und dieselben Buckelgefäße, ein besonders markanter Zug, denn die



Buckelverzierung, ein Merkmal der „Laußiger“ Bronzekultur ist sonst Mecklenburg ganz fremd. Sie ermöglicht auch eine zeitliche Festlegung der Gräber. Diese gehören in einen späteren Abschnitt der älteren Bronzezeit, der Glanzzeit unserer Vorgeschichte, und fallen etwa um 1300 v. Chr. Geburt.

Bj.

## Dei plattdütschen Rädensorten.

Dördrag, hollen an'n 14. März 1922 in'n „Plattd. Verein tau Lütbtheen“  
von K o r l P u l s (Sank bei Lütbtheen).

**D**ei lekten Johren vör den'n Krieg wier dat dütsch-Volk up den'n graden Weg, geistig arm tau warden. Von dei Mundorten wull dei bädere Klafz niz mihr weiten. Allens flierte sick mit dat Hochdütsch up. Dat Allgmeindütsch, dat Schriwthochdütsch, is æwer doch wieder niz, as ne leddig, ne dodig Form ahn Låwen un Inholt, wenn dörch dei låwig Volksprak, un dat sünd åben dei Mundorten, nich immer wedder nieges Låwen taustüert ward. Dei Wissenschaftlers seigen dei Gefohr kamen, weck ihrer, weck later, weck æwer ok hüt noch nich, un sungen an, dat Volksgaud tau sammeln, üm dat wenigstens as dodig Stück dei Nahkamen tau æwerliewern, wenn mal dei Mundorten, dei plattdütsch Sprak besonnens, dei Ogen fôr immer taumaken füllten. Dat is nich tau verwunnern, wenn weck fôr dat Märken as nen säuten Drom ut glücklich Kinnertied, annern fôr dei Sagen as dei Slåtel tau Tieden, dei lang'n vergahn sünd, noch annern tau Volksleider un Kinnerriemels as, dei so männig Stunnen mit säuten helpen, besonnere Vörleiw' hadden. Man dei allerwenigsten bückten sick nah nen ollen, rustigen, unschienboren Schatz: dei R ä d e n s o r t e n.

Un doch grad' disse Sprüchwürd, wat bargen dei von'n Seel, von'n Låwen in sick! Tausamenfat't in einen einzigen, korten Satz seggt jedes Wurt düttlich, wat ein Dichter nich bäder utdrücken kann. Ok dat Volk is Dichter, wenn ok nah ne eigen Ort. So as dat Hart säuhlt un dei Geist denkt, so kümmt dat rut, ganz gliek, ob awpuht odder rug, glattmakt odder schietig—æwer stimmen ded dat up'n Pricken. „All' Bott helpt!“ säd' dei Mügg un spuckt in dei Elw. Dei Schönheit von dei Sprüchwürd liggt oft all in dei Utwahl von dei enzelten Würd, dei den'n Klang von den'n Språker sien Stimm weddergåwen. „Lat't warden, wat't ward,“ säd dei Arpel un trard. „Willen tufchen!“ röppt dei Bull. „Nå,“ antwurt' dei Schapbuck. „Knapp, knapp,“ säd dei Kreih, as dei Buer tau wenig Meß up dat Stück fohren ded'. „Dat höllt hart,“ säd dei Åwer, dunn sull hei Farken kriegen. „Dat hadd ick achter mie,“ säd dat Hauhn, dor hadden 'i iehr den'n Swanz utråten.

Un denn seiht sick einer dei Biller an, in dei dat Volk sien Råd inkled't. „Jeder nah sien Mæg“ säd Asmus un reid' up ne gål Wöttel. „Wenn wie beid' nicht wier“, säd' dei Lantern tau den'n Mand un güng ut. „Hier swemmen wie Appel,“ säd dei Roßappel tau'n Grafensteiner un swemm mit em dei Bår hendal. „Dei Dornbusch hett uns trugt,“ säd dei Pracher, as dei Schendarm em mit ne Diern achter'n Knick sat'tkriegen ded.

Warden dei enzelten Rädensurten mit ihr eigen Tonfarw, nah Provinzen ordent, einanner gegenæwerstellt, so ümrieten sei scharp den'n Volksstamm, von den'n sei hierstammen. Dei Måkelbörger snackt åben mundortlich, bildlich un ok dat Gefåhl nah anners as dei Holsteiner odder Westphal odder Baper, wenn von Gefåhl in dit Volksgaud mit dat blot Og' nich vål tau marken is. Dei Lüd



hewn dat an sick, æwer annern ihr Fähler hiertaurieten un tau spijöken. Dat Gaud' versteiht sick von sülvst.

Dör allen dei Fulheit steckt väl in dei Ogen. Dorüm ward dei ok öft in gältsnackerisch Wies' dalmakt. „Bün dull för Reinlichkeit,“ säd dei Diern, treckte ne Mus ut dat Bodderfat un lichte sei aw. „Kennlichkeit is halwes Läwen,“ säd dei Fru un sägte den'n Disch mit nen Riesbessen aw. „Ordnung mütt wäsen,“ säd dei Großmudder un kiehrted all Wiehnachten ihr Hemd üm. Dei Dickfelligkeit malen dei Würd: „Schad't mien Dadder niz,“ säd dei Jung, „dat mie dei Fingern versfrieren. Hei hadd mie Handschen köpen kunnt.“ „Hadd leg warden kunnt,“ säd dei Buer, as dei Bull em den'n Buk upsligt hadd un hei in't Starwen leig'. „Dei Woch geist gaud an,“ säd dei Spizbauw, as hei an'n Mandag uphängt warden süll. „Up Wedderseihn up dei Leipziger Meß,“ säd dei Doß tau sien Jungen. „Scharpen Toback,“ säd dei Doß, dunn hadd dei Jäger em in't Mul schaten.

Väle von dei Rädensorten stammen ut ollen Tieden hier. Dunnmals güll ein Minschenläwen noch väl weniger as hütaudags, un jeder hadd sien Last, dat hei döörkamen deb'. Ein Kind vergrötter dei Sorgen, ein Kauh odder Piere neuhmen weck aw. In dissen Sinn is dat tau verstahn, wenn seggt ward: „Is blot ein Oewergang,“ säd dei Jäger un treck den'n Doß dat Fell æwer dei Ohren. „Dat Best hahlt dei Deuwel tauierst,“ säd dei Jung, „gistern unsern Schimmel, hüt un' Großmudder.“ „Tau lachen giwt dat ümmer wat,“ säd dei Jung, „gistern föll un' Schimmel in'n Soot, hüt morgen bleiw un' Großmudder dot.“ „Giwt Rum in'n Hus,“ säd dei Buer, dunn wiern em twee Kinner dotbläwen.

Ok dei Preister ward nich vergäten. Oewer hei gellt nich as dei iehrwürdig Amtsperson, nee, hei ward as dei Mann henstellt, weckern dei Buer erniehren mütt. „Sterben ist mein Gewinn,“ säd dei Preister, as hei dat Dodengeld kreig! „Ei is Ei,“ säd dei Paster un greip nah dat Gau'ei. „Das tu ich für euch alle,“ säd dei Preister un seup den'n Brannwien allein ut.

Ähnlich so as dei Preister ward dei Schaulmeister un Köster henstellt. Is man so'n Näbenmensch up dei Welt, ahn den'n dei Lüd gaud läwen kunnen, dei man von anner Lüd ehr Gnad' läwt un tau seihn mütt, wo hei biwäglang baten infukert kriggt. „Däl Kinner, väl Sägen,“ säd dei Köster, as hei nen Döpschilling in dei Tasch stäken deb'. „Speck odder Swienfleisch,“ säd dei Köster, „mie sall't egal sien.“ „Wat Detter, wat Fründ,“ säd de Köster, „Jung, treck dei Büzen raw!“ „Ordnung mütt sien,“ säd dei Schaulmeister, un neuhm den'n Jung dei Wust weg.

Eigenorig stellt sick dat Volk in't Sprüchwurd sienen Herrgott gegenæwer. Dei lett as so'n gauden Ollen, dei mal ein Og' taudrückt un wegkickt. Wenn hei niz süht, kann hei jo ok niz seggen. „Wenn't dei Preister man nich süht, mit unsern Herrgott will ick all fardig warden,“ säd dei Buer an'n Sünndag un güng hen heuen. „Mit di will ick all fardig warden,“ säd dei Buer tau sienen Herrgott. „Sett't du't rügen, söhr ick Meß.“

Ein wirklich arme, ganz erbärmlich Kretur is dei plattdütsch Düwel. Nich dei allmächtig Höllensfürst, nee, ein Buerknecht, wecker dei schlimmsten Arbeiten tau dauhn hett. Sien Zepter is ne Meßfork, sien Staatswagen dei Schuwkor. „Sort bie Sort,“ säd dei Düwel un sortierte Poggen un Snoek. (As Sinnbild von dei bösen Seelen.) „Dat is so'n Tüg,“ säd dei Düwel, as hei Poggen up ne Kor laden deb'. „Is ein rup, hüppt dei anner wedder dal.“ „Einfach, æwer nüdlisch,“ meint hei un strickt sick sienen Swanz arwtengräun an. Dei Boddermelk mütt hei mit ne Fork äten, æwer „wat is bäder, as gorniz.“ Mit „Dit kenn ick,“ sett't hei sick in'n Nettelbütt.



Ne Originalfigur ut dat Mittelöller is ok Meister UhlenSpeigel, dei wägen sien Streiche allbekannt is. „Versupen jie, versupen jie,“ säd UhlenSpeigel un sett Anten up't Wader. „Sat em susen,“ säd UhlenSpeigel un hadd sien Großmudder vör dei Äg'.

In ne ganz eigen Wies' ward dat Tausamenläwen von Mann un Fru henstellt. „Mannhand haben,“ is Parole. Dei Fru is den'n Mann sien Knecht, sien Deiner, dei allens „mit Maten“ kriggt, denn ward sei mit ne Ähl verprügelt. Doch ok dei Wiewer sünd buckbeinig. „Steihst du hunnert Düwels rut, steihst du dusend rin,“ röppt dei Olsch, as sei Släg kriggt. Gewer nich ümmer is dat Verhältnis so. „Gottflow,“ säd' Kahl, „hew ick ok kein Geld, hew ick doch ein glatt Wiew.“

Nich dei Arbeit, nich dat Schinnen un Regieren is dei eigentlich Zweck von ein Tausamenläwen von Mann un Fru. Dei Zweck liggt up ein ganz anner Rebeit, up dat Geslechtliche. Un grad in dei Sprüchwüörd ward disse Punkt mit ne markwürdige Frieheit behandelt un dat in so'n utführlich Wies', dat sück dat nich kort seggen lett. Dat Volk snackt frie weg, un nich dei Nakttheit is dat, wat dat Og' beleidigt, nee, dei halwblote Scham is't, æwer halwen Kram litt dat Sprüchword nich. Grad in dat Geslechtliche sünd dei Rätsels æwer „worüm, wotau“, von dat Minschenläwen un -starwen tau lösen. Narrends is wat Unnatürliches bie dissen Punkt tau finnen. Allens is Natürlichkeit, dei in Lustigkeit un Sachen æwergeiht. Dat schönst Wurt, wecker we hewen, is so einfach, so klor, so deip, dat kein Dichter in langen Romans dat bäder seggen kann as dat Volk in den'n einen Satz: „Dwing mie dal,“ säd dei Diern, „denn dauh ick doch kein Sünnen.“ Beides stritt miteinander, un wat siegt? — Ok beides. Dit mag ierst naug sien.

Dei Held in dei Volksrädensorten is kein anner as dei Snieder. Gestt hei in't Märken all as ein Baas, dei mit einen Slag sæben Fleigen dotslahn kann un dörch Glück un Taufall tau nen König wird, sück æwer ok denn noch as ein arm Buck verraden mütt, so ward hei in dei Sprüchwüörd noch väl scharper as Heldkarrikatur ümräten. „Sæben mit mal,“ säd' dei Snieder un fleug sæben Fleigen dot. „Weg mit dat Hornveih!“ säd dei Snieder un smeit ne Snick æwern Tun. „Mit 'n Ruck,“ säd dei Snieder, dunn stödd hei mit sæben Gesellen nen Mus'kætel ut det Lock. Bäter wat as gorniz,“ säd dei Diern un friegt nen Snieder. „Treckt sück nah 'n Siew!“ säd dei Snieder, as hei dei Schünendör in'n Bügenborn makt hadd.

So charakterisiert dat Sprüchwüörd in Karrikaturen satirisch jeden Stand. Dei Apteiker hett allens, wat gaud rückt un väl Geld kost't, dei Avkat hett dei Klaukheit mit Læpels åten un weit „den'n Kram“ all tau krieggen, das Geld meint hei. Diern, Måten, Brut, Fru, Wiew un Nonn münnen tau dat Natürlichst, dat Geslechtlich, ihren Semp gåwen. Am meisten mütt dei Buer hierhollen. Worüm wollt? Je, früher hett dat am meisten Buern gåwen, Fabriken un Schächte geiw' dat noch nich; Arbeiters wiern blot up dei Gåuder, un ok noch Landarbeiter. Dei Jung is dei Roks'nut, dei Flåtangel, dei mit Schell un Schacht trechtbögt warden mütt. Dorüm hett hei ok vör keinen miehr Schock as vör sienen eigen Dadder. „Is kein Schelm tau trugen,“ säd dei Jung, „Dadder, legg den'n Stock weg!“ „Wie kunnen jo as Bråuder miteinander låwen,“ säd' dei Jung tau sienen Dadder, „æwer du wist man nich.“ Mit sien Nudder sleiht hei sück: „Gaud, dat ick den'n Deuwel los bün,“ säd dei Jung, dunn hadd hei sück mit sien Nudder slahn. Un dei Großmudder hett ünner sien Streiche bös tau liden. „Wat olt is, dat ritt,“ säd dei Jung, un reit sien Großmudder ein Ohr aw.



Ne tweit't Hauptgrupp is, wo dei Tiere as Minschen henstellt worden, wo sei snacken un vertellen können. In'n polschen Bagen æwer können hierbei deifülwigen Tæg seihn as bie dei Minschen. Jedes Deih drügg't sien besonnere Eigenschaft. Dei Doß is slau, dei annern anföhrt, æwer ok sülwst mal æwerdiwelt ward. „Man sachten,“ säd dei Doß, dunnn güng hei mit dei Gaus hostin. „Sowied wier ick,“ säd dei Doß, dunnn seit hei up dat Isen. Dei Oß is dei Kopparbeiter un verträdt dei Dickfelligkeit, dei Buck dei Buckbeinigheit, dei Kader is dummdriest, dei Hahn upspälerich un dei Sparling prahl't. As Meister in allens kümmt sich dei Pogg vör un dei Kräwt steiht nich achter ihr trügg, denn hei seggt: „Dörwärts as ick.“

Woans sünd so'n Sprüchwörd nu ünner dei Lüd kamen? Je, ganz einfach! Ein Kierl hett mal wat Wohrs æwer Besonneres seggt, ein anner hett dat upsat't, un sett't hentau: „säd dei anner“. Dat „dei anner“ mal läwt hett, steiht bomfast, man wennier un wonäwt, ward ni in't Sprüchwurt verraden. Däl Säge stammen all von 1500 hier un bewiesen dormit all, dat sei echt Volksgaud sünd. Oewer ok nu noch entstahn weck un bliewen ünner dei Lüd. So läw früher in ein lütt Dörp in dei Grief' Gegend ein Oll, dei säd bie jeden Quark: „Lat't.“ Wenn nu einer „Lat't“ seggt, is dei Antwort, dor kann hei Gift up nähmen: „Lat't, säd S. ok, dunnn läw hei noch.“

Un dat is gaud, dat uns' Volk noch denken un dichten un sich wiederbissen kann, denn dat is ein Teiken, dat uns' Stamm gesund is, so ollmig hei von buten ok laten mag. Mügg uns' Herrgott uns' Mäkelbörger wieder gesund erhollen!

## Waffen der Behörden im Kampfe für den Naturschutz.

Don Konrad Masch, Vermessungsdirektor in Recklinghausen.

**D**er vorliegende Beitrag verfolgt den Zweck, den Naturfreunden einen Überblick zu geben über die rechtlichen Handhaben, die den Gemeindebeamten, insbesondere im Ruhrkohlenbezirk, zum Schutze der bedrohten Natur zur Verfügung stehen.

Die Tätigkeit der Behörden gliedert sich in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung.

Die Bedeutung der Gesetze ist allgemein bekannt. Rechtmäßig erlassene Polizeiverordnungen stehen den Gesetzen in der Wirkung gleich. Anspruch auf Schadenserfaz ist beiden gegenüber im allgemeinen nicht gegeben. Gesetze wie Verordnungen betreffen eine Mehrheit von Fällen und werden daher veröffentlicht. Die wichtigsten hier in Betracht kommenden Verkündigungsblätter sind das Reichsgesetzblatt, die Preussische Gesetzsammlung, die Blätter der einzelnen preussischen Ministerien, sowie die Amtsblätter der Regierungsbezirke. Die „Volkswohlfahrt“ ist das Blatt des Ministeriums für Volkswohlfahrt; dieses Ministerium ist seit 1919 für den Naturschutz zuständig. Nur soweit sich der Naturschutz in rein ländlichem Rahmen bewegt, wird er vom Ministerium für Landwirtschaft bearbeitet. Die einzelnen Stücke der Gesetz- und Verordnungsblätter bestellt man bei der Postanstalt seines Wohnsitzes oder auch beim Gesetzsammlungsamt in Berlin NW. 40, Scharnhorststraße 4.

Beabsichtigt eine Verwaltungsbehörde einen Einzelfall zu regeln, oder eine bestimmte Person zu treffen, so erläßt sie eine Verwaltungsver-



f ü g u n g (einen Beschluß, eine Entscheidung) oder eine Polizeiverfügung, nötigenfalls auch eine polizeiliche Aufforderung im Zwangsverfahren, die letztere mit dem Ziele, daß der Aufgeforderte eine Handlung leisten oder unterlassen soll. Die gegen solche Verfügungen von dem Betroffenen einzulegenden Rechtsmittel sind genau geordnet; doch eignet sich ihre Einzelbetrachtung nicht für den vorliegenden Beitrag. Es sei nur kurz bemerkt, daß man in Verwaltungssachen das Beschlußverfahren (z. B. bei Einsprüchen gegen Fluchtlinienfestsetzungen) von dem Verwaltungsstreitverfahren (z. B. bei Beschwerden gegen Einziehung öffentlicher Wege) unterscheidet.

Die polizeiliche Strafverfügung dagegen ist ein gerichtliches Urteil, also eine Handlung der Rechtsprechung. Denn als Hilfskraft der Staatsanwaltschaft darf die Polizei leichtere Übertretungen zunächst von sich aus bestrafen. In schwereren Fällen tritt der amtsrichterliche Strafbefehl ein. Die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit polizeilicher Strafverfügungen gehört vor die ordentlichen Gerichte.

Wir gehen nunmehr zu den einzelnen Naturschutzgesetzen und -verordnungen über.

Das Gesetz, betreffend den Forstdiebstahl vom 15. April 1878 (Preuß. Ges.-Samml. 1878 S. 222—229), abgeändert unterm 14. Dezember 1920 (G.-S. 1921 S. 103/104), trifft den Forstdiebstahl mit einer Geldstrafe vom einfachen bis zum zehnfachen Werte des Entwendeten. Da in allen Fällen neben der Strafe dahin zu erkennen ist, daß der Schuldige dem Bestohlenen den Wert des Entwendeten zu ersetzen habe, so empfiehlt es sich, die Waldbesitzer zu veranlassen, daß sie Belohnungen an die Anzeigenden ausloben.

Während nach diesem Gesetze die Entwendung in einem eigentlichen Forste verübt sein muß, handeln die §§ 18, 24, 30, 44 des Feld- und Forstpolizeigesetzes vom 1. April 1880 (Preuß. Gesetz-Samml. S. 230—235) — in Ergänzung einiger Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches vom Jahre 1876 — allgemeiner vom Abpfücken oder Beschädigen von Bodenerzeugnissen, Pflanzen, Hecken, Sträuchern und Bäumen sowie vom Umgehen mit Feuer im Walde. Doch tritt hier vielfach die Verfolgung nur auf Antrag ein; auch braucht nicht nebenbei auf Schadensersatz erkannt zu werden.

Die Gesetze gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden vom 2. Juni 1902 (Preuß. Gesetz-Samml. S. 159) und vom 15. Juli 1907 (Preuß. Gesetz-Samml. S. 260/261) ermächtigen die Landes- und Baupolizeibehörden zum Erlass von Polizeiverordnungen und Ortsstatuten, welche verhindern sollen, daß Bauten und Aufschriften das Bild der Ortschaft und der Landschaft gröblich verunstalten.

Das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 (Reichsgesetzbl. S. 317—320) schützt Nester, Eier und Brut und beschränkt den Fang der Vögel.

Bedeutsam ist das Gesetz vom 8. Juli 1920 (Preuß. Gesetz-Samml. S. 437), betreffend Abänderung des § 34 des Feld- und Forstpolizeigesetzes. Der § 34 lautet nunmehr: Die zuständigen Minister und nachgeordneten Polizeibehörden können Anordnungen zum Schutze von Tierarten, von Pflanzen und von Naturschutzgebieten, sowie zur Vernichtung schädlicher Tiere und Pflanzen erlassen. Eine Ausführungsanweisung hierzu vom 20. Dezember 1920 ist im Reichsanzeiger vom 3. Januar 1921 erschienen und kann allen teilnehmenden Naturfreunden zur Durchsicht empfohlen werden. Sonderdrucke versendet auf Anfordern das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin; denn dieses hatte die Gesetzesänderung vorbereitet.



Von dem verliehenen Rechte haben unter anderm die preußischen Minister Gebrauch gemacht in ihrer bekannten Polizeiverordnung zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten vom 30. Mai 1921 (Amtsblatt Münster 1921 S. 333—336) nebst Nachtrag vom 15. Juli 1922 (Amtsblatt 1923 S. 40/41).

Das Fluchtliniengesetz, betreffend die Anlegung und Veränderung von Straßen und Plätzen in Städten und ländlichen Ortschaften vom 2. Juli 1875 (Preuß. Gesetz-Samml. S. 561—566) — hierzu technische Vorschriften vom 28. Mai 1876 (Min.-Bl. f. d. gef. inn. Verwaltung 1876 S. 131—135) — kannte nur solche Plätze, die dem Verkehre dienen. Demgegenüber hat die neue Fassung des Fluchtliniengesetzes unter dem Namen des Wohnungsgesetzes vom 28. März 1918 (Preuß. Gesetz-Samml. S. 23—37) — Ausführungsanweisung vom 17. Mai 1918 (Min.-Bl. f. innere Verw. S. 106—119) — weitere sogenannte Freiflächen eingeführt. Dies sind Gartenanlagen, Spiel- und Erholungsplätze. Sie müssen gliedmäßig in den Bebauungsplan eingeordnet und durch Fluchtlinien abgegrenzt werden. Um den betroffenen Grundeigentümern Gelegenheit zu Einwendungen zu geben, ist die Offenlegung des Planes ortsüblich bekanntzumachen. Laut Oberverwaltungsgerichtsentscheidung ist es jedoch nicht notwendig, auswärts wohnenden Eigentümern die Offenlegung besonders mitzuteilen. Nach Erledigung der Fluchtlinienfestsetzung hat die Gemeinde das Recht zur Enteignung des Geländes.

Während den vorgenannten Freiflächen nur örtliche Bedeutung zukommt, hat das Gesetz, betreffend Verbandsordnung für den Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk vom 5. Mai 1920 (Preuß. Gesetz-Samml. S. 286—306), die Wege gewiesen, um außerdem noch solche Flächen zu sichern, zu schaffen und von der Bebauung freizuhalten, die für die Erholung der Gesamtbevölkerung von Bedeutung sind. Sie heißen Grüngelände und können Wald-, Heide-, Wiesen- und Wasserflächen umfassen. Hierzu sind ergangen: die Ausführungsanweisung vom 4. Juni 1920 (Min.-Bl. f. inn. Verw. S. 220—237; auch Volkswohlfahrt 1920 Nr. 6, Beilage), die technischen Richtlinien des Verbandsdirektors vom 1. Februar 1922, sowie die Darstellungsvorschriften vom 23. Juni 1922 (Volkswohlfahrt S. 358). Weiter hat der Verbandspräsident auf Grund des Verunstaltungsgesetzes eine einschlägige Polizeiverordnung vom 21. Juli 1922 (Amtsblatt Münster S. 277) erlassen.

Um schließlich die Grüngelände und Freiflächen sowie die anderweit aufstehenden Wälder und Baumbestände vor Abholzung zu schützen, ist für den ganzen Umfang des preußischen Staates das Gesetz zur Erhaltung des Baumbestandes und zur Erhaltung und Freigabe von Uferwegen mit Rücksicht auf die Volksgesundheit vom 29. Juli (Preuß. Gesetz-Samml. S. 213—217) herausgekommen. Hierzu eine Ergänzung vom 25. Juli 1923 (Preuß. Gesetz-Samml. S. 358). Diesem Gesetze zufolge bestimmt der Provinzialausschuß (Verbandsausschuß) nach Anhörung der amtlichen Vertretungen von Industrie und Landwirtschaft und der Gemeinden und Kreise, welche Baumbestände und Grünflächen in Großstädten oder in der Nähe von Großstädten, in der Nähe von Bade- oder Kurorten oder in Industriegebieten mit Rücksicht auf die Volksgesundheit oder als Erholungstätten der Bevölkerung zu erhalten sind und welche Uferwege an Seen und Wasserläufen neben den bestehenden öffentlichen Wegen dem Fußgängerverkehr zur Förderung des Wanderns dienen sollen. Auf diesen Flächen darf ohne Genehmigung der vorgesetzten Behörde eine Änderung des Holzbestandes nicht vorgenommen werden. Zuwiderhandlungen werden mit Geldstrafe bis zum doppelten Werte der gewonnenen Erzeugnisse bestraft. Hierzu sind erschienen:



die Ausführungsanweisung vom 14. Dezember 1922 (Volkswohlfahrt 1923 S. 28 bis 34) sowie für den Ruhrbezirk die Polizeiverordnungen zum Schutze der Baumbestände vom 11. September 1922 (Amtsblatt Münster S. 353), vom 4. Dezember 1922 (S. 444), vom 8. November 1922/13. April 1923 (Amtsblatt 1923 S. 129) und vom 4. August 1923 (S. 250).

Darüber hinaus hat der Minister für Landwirtschaft unterm 2. März 1923 — Abw. W. 8380 — überhaupt verboten, daß Bäume an öffentlichen Wegen aus gewinnsüchtigen Beweggründen gefällt werden. Denn soweit sie der sicheren Benutzung der Wegeanlage für den Verkehr dienten und insbesondere bei Nacht und bei Schneefall dem Abirren vorbeugten, unterlägen sie dem Schutze der Wegpolizeibehörde und dürften daher durch die Eigentümer gegen den Willen dieser Behörde nicht beseitigt werden.

Wie der vorstehende Abriß zeigt, verfügen die Behörden über naturschützende Waffen beträchtlichen Umfanges, die um so erfolgreicher wirken, wenn die mangelnden Kenntnisse der Widersacher über die einzulegenden Rechtsmittel als natürliche Schutzwaffen hinzutreten. Im übrigen hegt Schreiber dieses keineswegs die menschenfeindliche Überzeugung, daß man gegen jede absichtliche oder fahrlässige Übertretung sogleich mit Strafen und Zwangsmitteln vorgehen müsse. Hierdurch wird weder die zerstörte Natur wiederhergestellt, noch das besonders gegenüber den Grundeigentümern so wünschenswerte Vertrauensverhältnis aufrecht erhalten. Beide Ziele erreicht man weit besser dadurch, daß man den Schuldigen straffrei stellt, wenn er sich verpflichtet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Auf diese Weise erweckt man bei dem Übertreter die Vermutung, daß man ihm besonders wohlwolle, und er wird gern bereit sein, sich auch in künftigen Fällen den nötigen Rat zu holen.

Die obigen Ausführungen unseres Landsmannes K. Masch gelten für Preußen, aber wir freuen uns, sie auch unseren Lesern bringen zu können, denn sie zeigen, wohin auch wir zu streben haben. In Preußen ist ein organisierter Naturschutz längst als staatliche Aufgabe anerkannt und wird von der großzügig angelegten Staatlichen Stelle für Naturdenkmalspflege, dem Lebenswerke von Hugo Conwentz, mit größtem Erfolge geleitet. Etwas Ähnliches fehlt in Mecklenburg, und so versprechen auch die verschiedenen Verordnungen und Gesetze, für deren Handhabung ein ausführendes Organ fehlt, nur geringen Erfolg. Die einzige Stelle, die den Schutz der heimischen Natur in allen ihren Formen sich zur Aufgabe gesetzt hat, ist unser Heimatbund, und wir empfinden es, gerade im Hinblick auf die Tätigkeit in Preußen, schwer, daß die Notlage uns zum Verzicht auf jede aktivere Wirksamkeit genötigt hat und uns bisher jede staatliche Unterstützung versagt geblieben ist.

Die Schriftleitung.

## Mitteilungen.

**Deutsche oder lateinische Schrift?** Unter diesem Titel erscheint Nr. 9 der Flugblätter des Bundes für deutsche Schrift. Berlin-Steglitz, Belfortstr. 13. 1923. Von befreundeter Seite sind uns eine Anzahl Exemplare übersandt, und wir stellen sie den Mitgliedern des Heimatbundes zur Verfügung. Es liegt erst einige Jahrzehnte zurück, daß die allgemeine Einführung der lateinischen Schrift eine sich von selbst ergebende Folge des Eintretens Deutschlands in Weltpolitik und Weltverkehr erschien; für wissenschaftliche Werke erschien sie allein würdig. Selbst als wir unsere Heimatbundszeitschrift zuerst erscheinen ließen, bedurfte es noch einer Überlegung, welche Druckart wir wählen



sollten. Das hat sich seitdem von Grund aus geändert. Heute erscheint das Lateinische als ein fremdartiger, zu überwindender Zug. Daß diese Wandlung sich vollzogen hat, wird zum großen Teile den steten und erfolgreichen Bemühen um die Verbesserung der deutschen Buchstabenformen verdankt; aber noch immer ist es nötig, sich Rechenhaft zu geben über die wirklichen, auch rein praktischen Vorzüge der deutschen Schrift; und dafür bietet auch das vorliegende Heft die beste Aufklärung. B3.

**Zu Rundhäuser** (Mecklenburg 1923 S. 38). In Boissow bei Wittenburg wurde vor einigen Jahren ein Doppelrundhaus, dessen Teile durch einen Mittelbau verbunden waren, beobachtet. Trabant-Eckernförde.

**„Lüsberg“** (\*), langgestreckter Bergrücken bei Bodelwisch, Kr. Siegenrück, Sächs.-thür. Jahreschr. I S. 80. Dort erklärt man die „Lausehügel“, „Lausekniggehn“ als „heimliche Stätten“, die ihre Namen der Zeit der Christianisierung verdanken, in der altheidnischen Kultstätten derartige verächtlich machende Bezeichnungen beigelegt sind. Es ist dort aber eher eine Umdeutung des slawischen lps = kahl und die Erklärung kommt der Mecklenburg 1915 S. 65 gegebenen nahe. B3.

Bei Moidentin bei Wismar heißt ein hoher, mit Gestrüpp bewachsener Berg Luf'burg. Pastor Böhmer-Mecklenburg.

**Totschlag.** Zu der Mitteilung in Nr. 2 unserer Zeitschrift 1922 S. 47 kann ich mitteilen, daß eine solche Mordstelle im Schwerinschen an der Landstraße Lärz-Diezen sich befindet, die auf dem Meßfischblatt Nr. 1229 als Grabstein bezeichnet ist. Ich erinnere aus meiner Jugendzeit vor reichlich 50 Jahren, daß ich mit meinem Vater auf unsern wiederholten Wanderungen von Mirow nach Rechlin an der Müritz diese Stätte passierte und mein Vater darauf aufmerksam machte; wir suchten dann in der Nähe Sträucher, um diese Ruhestätte eines hier Ermordeten zu bedecken. Mir ist dieser Vorgang wegen seiner Eigenart treu im Gedächtnis geblieben. Man konnte sehen, daß solche Ehrung der Grabstätte allgemein üblich war. Wer der Unglückliche gewesen, ist mir entfallen, vielleicht ist bei älteren Bewohnern von Lärz oder Diezen noch Aufschluß darüber zu finden. Lehrer i. R. E. Müller-Stargard i. M.

**Tüffel in Mäkelborg** (s. 1923 S. 40). Dör son Johre fösteihn hadd ick oftins Gelägenheit, bi ein oll Dagslöhnerpoor up ein Eddelgand intaukhihren. Mal vertell dei Fru mi up ihr apen un fri Urt: „Dit Johr sünd wi gaud an. Wi hewn heil vål Tüffel krägen. Nu willen wi oewer ok jeden Sünndag weck äten, Dadder un ick. Middags un abends. Un Mirmäkens abends ok noch.“ „O“, antwurte ick, „wi äten jeden Dag weck.“ „Ja, ji, ji! Ji sünd ok finer Lüd. Oewer wi arm Dagslöhners koenen uns dat nich immer tügen. Son Kost schickt sick nich för uns!“ Dei Tüffel güll för ein herrschaftlich Gericht bi dei einfachen Lüd.

Eigenorig is, up wecker Wies dei Pelltüffel äten würden. So würd mi ut ein von dei Dannendörper vertellt: „Dör son annerthaw Stieg Johren is dat bi uns an nen Pelltüffelabend so makt worden: Wi sett'en uns mit all' Mann üm den groten, eiken Familiendisch in dei Döns. Dei Fru keum mit nen Grapen vull Pelltüffel rin: „Nu mökt! reup sei. Jeder läd dei Arms up den Rand von den Disch. Dei Fru schüdd dei Tüffel midden dorup ut. Wi mühten uppassen, dat kein an dei Ird boßeln ded. Naher keum dei langbeint Familienparr mit Stipp midden mang uns hen. Jeder pell sick ne Tüffel aw, peik sei up ne Gavel un stipp sei in dei Pann. So brukten wi nich Töller noch Låpel.“ — Dat dei Pann nah den Disch rupkamen ded, ward allgemein vertellt. „Wecker süß immer so sien wier un hoch ruut wull, eit ok ut dei Pann. Dor smecht dat bäder ut, meinte hei.“ K. Puls.

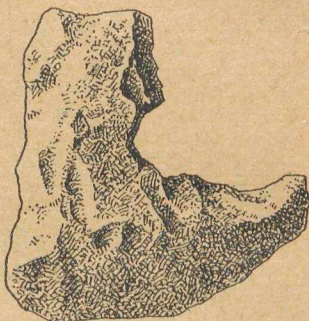
**Ein Steinpflug?** Es ist feststehend und durch Funde bewiesen, daß unsere Vorfahren aus der Steinzeit Kornbau betrieben haben. Aber womit haben sie die Bepflügerung des Feldes ausgeführt? Durch das nachfolgende hoffe ich, zur Lösung dieser Frage beitragen zu können.

Im Herbst 1910 oder 1911 ließ der Hofbesitzer E. Awe (Gehöft Nr. 4) in Stubbenhagen in der Nähe des Dorfes in ammoorigem Boden Steine ausbrechen. Es waren

\*) S. zuletzt 1921, S. 51.



regelfreie, z. T. kreisrunde Steinsetzungen von etwa  $1\frac{1}{2}$  m Durchmesser. Ich hat die Arbeiter, auf Altertümer zu achten, und da ich den einen schon bei Ausgrabungen gehabt hatte, so konnte ich mich auf sie verlassen. Es wurde von ihnen ein kugelformiger Stein, der keine Bearbeitung aufwies, gefunden. (Ähnliche Steinsetzungen beobachtete ich auf dem Gehöft Nr. 7 und auf dem Schulzenacker auch ohne Altertümer.) Darnach wurden weiter vom Dorf entfernt auf höherem Boden zwei im Rechteck von Osten nach Westen angelegte, mehrere Schicht Steine enthaltende Steinsetzungen angetroffen (ähnlich wie die Flachgräber in Kl. Mithling). Auch diese enthielten keine Altertümer. An der Südostecke der einen stand in größerer Tiefe ein kleiner, schwarzer Topf von feiner Bearbeitung. Derselbe war aber so mürbe, daß er, an die Luft gebracht, sofort zerfiel. Alle Steine ließ der Besitzer zusammenfahren und in einen Graben neben einem Wege werfen. Als ich das erstemal nach dem Zusammenfahren an dem Steinhaufen vorbeiging, fiel mir der abgebildete Stein in die Augen. Die nähere Besichtigung ergab die künstliche Herstellung desselben. Er muß als Pflug gebraucht sein; um eine Zugstange anbringen zu können, ist der Stein auf beiden Seiten (oben rechts) durch Abhauen verschmälert; die beiden halbkreisförmigen Ausbuchtungen sind künstlich hergestellt und ebenso auch die Spitze, die leider abgebrochen ist (da der Bruch frisch war, so ist dies wahrscheinlich erst bei dem Ausbrechen oder bei dem Hinwerfen auf den Steinhaufen geschehen). Um den Pflug in gleicher Tiefe halten zu können, konnte man (oben links) in eine natürliche Kerbe des Steines (auf dem Bilde nicht sichtbar) als Stütz eine dünne Stange einsetzen. Landleute, die den Stein besahen, erklärten, daß man damit habe pflügen können. Hinzufügen möchte ich noch, daß man fast auf der gesamten Stubbendorfer Feldmark (wenn auch vereinzelt) Steinsachen der jüngeren Steinzeit findet.



H. Wildhagen, Lehrer a. D., Gnoien.

**Posaunenchöre.** Wenn die Aufgabe des Heimatbundes darin liegt, Kultur zu erhalten und zu fördern, Kultur im Gegensatz zu Zivilisation, so kann er nicht vorbeigehen an dem, was die Posaunenchöre in diesem Punkte leisten. Begründet sind die Posaunenchöre aus christlich-kirchlichem Gesichtspunkt. Wie Luthers Evangelium vor 400 Jahren in die Herzen der Menschen hineingefungen ist, so sollen die Posaunenchöre heute das Evangelium in die Herzen hineinblasen. Wie sehr sie ihrer Aufgabe gerecht werden, ist in eingeweihten Kreisen längst bekannt. Nicht nur die Bläser selbst werden durch die Beschäftigung mit geistlicher Musik gehoben, es ist mit dem Horn etwas Ideales in ihr Leben getreten, etwas, das sich nicht bloß auf Arbeitszeit und Lohn, auf den Alltag bezieht, sondern ein Stück Sonntag. Und es ist selbstverständlich, daß hieran das ganze Dorf teilhat. Dazu tritt ein anderer Punkt in kultureller Hinsicht: Beachtet man die Lieder, die in unserem Volke gesungen werden: der eine Teil ist unglaublich sentimental und wenig wertvoll, ein anderer Teil, der oft den Text zu modernen Tänzen bildet, ist meist völlig wertlos, wenn nicht direkt schlecht. Nur wenig wertvolles Gut ist gerettet und im Umlauf. Da treten nun die Posaunenchöre ein, denn sie blasen nicht nur den Choral, sondern sie pflegen auch das gute und edle Volkslied. Und die Melodien, die da bei den abendlichen Übungsstunden und bei dem öffentlichen Blasen über das Dorf hin schallen, prägen sich dem Volke ein. Dazu kommt das durch die Posaunenchöre bewerkstelligte Wieberaufleben des Turmchorals, dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann; wenn nur die Baumeister stets auch einen entsprechenden Platz für diesen Zweck in den Turm eingebaut hätten!

Die Pflege und Förderung der Posaunenchöre ist ein Stück Heimatpflege, und zwar eines der wichtigsten, denn sie geschieht am Menschen selbst. Ich darf dies noch näher darstellen durch Beschreibung eines Posaunenfestes in kurzen Zügen. Voraus bemerken will ich, daß die Posaunenchöre Mecklenburgs eingeteilt sind in sieben Kreise. Im Sommer hält jeder Kreis sein Kreisfest. Alle zwei Jahre ist Landesposaunenfest. Der Kreis Malchin hielt im vorigen Jahre sein Kreisfest in Darchentin ab. Von allen Seiten war die Bevölkerung zusammengeströmt, und Darchentin war von der für Landverhältnisse unerhörten Zahl von etwa 2000 Menschen besucht. Wir fingen mit dem Festzug an, in dem die Posaunenchöre die Marschmusik machten. Im Park auf einem Rasen war der Festplatz. Die Festredner hatten ihre verschiedenen Themen erhalten, sprachen



über Glaube und Heimat und über die Kraft des Christentums in den Menschen. Dazwischen wurde geblasen von 70 Bläsern. Auch ein Preisblasen der Chöre untereinander fand statt. Der Lehrergesangsverein sang uns ein Lied, ebenso machten es mehrere Gesangsvereine. Die „Christlichen Vereine junger Mädchen“ tanzten ihre Volkstänze und die Schulkinder ihre Reigen. So ging der Tag schnell dahin, und, da Alkoholfreiheit selbstverständlich ist, verlief alles in gewohnter Ruhe und Fröhlichkeit. Ein echtes, christliches Volksfest war es, wie wir uns deren viele wünschen müssen, ein Stück Kultur mitten in aller Unkultur der Zeit.

Wir sind in Mecklenburg leider noch nicht so weit wie in Westfalen, wo 2000 Bläser, 4000 Glieder der christlichen Jungmännervereine und 6000 Glieder der christlichen Jungmädchenvereine bei der Kaiserhuldigung in Bethel bei Bielefeld gemeinsam sangen. Wir haben hier erst 34 Posaunenchöre mit gegen 300 Bläsern, doch ist die Zahl ständig im Wachsen. Sie sind bei der Feindschaft, die ihnen naturgemäß von mancher Seite entgegengebracht wird, nicht immer leicht zu gründen und zu erhalten, und die Anschaffung der Hörner kostet Geld. Aber sie verdienen die Unterstützung nicht nur der christlichen Kreise, sondern auch besonders solcher, denen die Heimatpflege am Herzen liegt. Zusammengegeschlossen sind die Posaunenchöre mit dem „Christlichen Verein junger Männer“, und sie werden auch in diesem Jahre am 13. Juli bei der großen Jugendtagung der christlichen Jugend Mecklenburgs in Güstrow mitwirken. Wer etwas wissen will über die Posaunenchöre und an ihre Unterstützung denkt, der wende sich an  
Pastor Doß in Bajedow bei Malchin.

**Bökeri von'n Plattdütschen Landesverband Meckelborg.** Verlag Paul Christiansen, Wolgast (Pomm.), 1924. Mit einem kernigen Geleitwort von Hanns Gossfeld gehen die handlichen Hefte hinaus, die enthalten sollen, „wat plattdütsch Lüüd' singen un seggen un süs noch wat“. Es ist zumeist Volksgut, das R. Wossjido geborgen hat und das nun in weiteste Kreise gebracht und lebendig erhalten werden soll. Eine Empfehlung erübrigt sich, eine Inhaltsangabe wird genügen. Heft 1 enthält „Riemels“, eingeteilt in „to'n Singen un Dänzen“, „oewer Stand un Gewark“, „Sprickwürd, dei sick riemen“; Heft 2 „Luftig Vertellens“ mit besonderen Abschnitten über Stand und Gewerk und von Städten und Dörfern; Heft 3 handelt „von allerhand Slag Lüüd“ und teilt ein in „namkännig Lüüd, Frugenslüüd, säd de oll Fru, Drüttelfürst, arm Slucker, Gieghals, Gierand, Broder Lichtot, dumm Hans, Pfiffskopp, Musche Nägenklok, von Eenen, dee 'n Vagel hett“; Heft 4 behandelt den mecklenburgischen Humor.

Der Plattdütsch Verein tau Lüübtheen ladet die Mitglieder des Heimatbundes freundlichst zu dem von ihm veranstalteten Heimatdag Pfingsten d. Js. ein und übersendet uns das folgende schöne Programm:

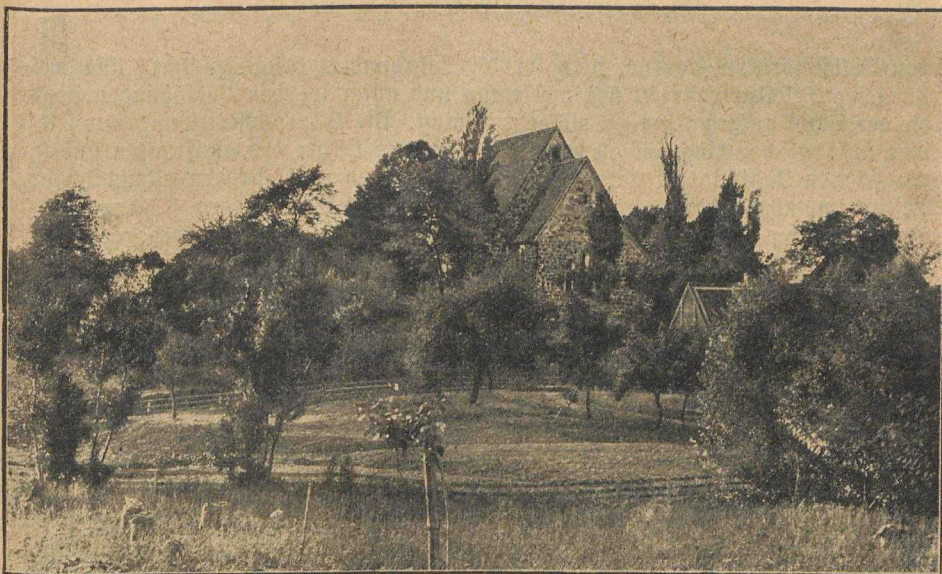
An den Abend vör Pingsten (7. Juni) Klock 8: Begrüßung (Bahnhofs-Hotel). An den iersten Festdag: Verbandsdag von den Plattdütschen Landesverband Mäkelborg (Cinnenhof); abends Klock 8: Theater, Kramer Kran von Boßdorf (Concordia). An den zweiten Festdag: Heimatfest. Morgens Klock 9: Kirchgang in Drachten (Plattdütsch Kirch von Herrn Pastor Overbeck, Lüübtheen). Nachmiddags Klock 1: Anträden taun Festtog un tworst: 1. Wiehnachtstog (Pld. Verein „Gries Gegend“-Oll Tabel). 2. Osterog (Kinnerbund, Lüübtheen). 3. Pingstog (Kinnerbund, Lüübtheen). 4. Austog (Pld. Verein tau Lüübtheen). 5. Hochtiestog (Pld. Verein tau Lüübtheen). 6. Spinnertog (Pld. Verein tau Lüübtheen). 7. Innungstog (Innungen, Lüübtheen). 8. Beamtentog (Beamten, Lüübtheen). Dortau träden an: 18 Kullwagens, 100 Riders, 600 Mann in oll Drachten, 200 Kinner in Drachten. Klock 3: Läden up den Festplatz, allen taugliek. 1. Riders hewn Ringstücken un Tunnenslahn. 2. 20 Danzpoore dänzen 12 Buerbänz'. 3. Jungdierns maken Aalgiepen. 4. Kinner hewn: Aalbiten, Kladdern, Voßklok-krupen un Tunnenslahn. 5. Militärmusik. Abends Klock 8: Theater, Kramer Kran von Boßdorf (Concordia). Danz up drei Saals.

Alle nähere Auskunft erteilt der erste Vorsitzende des Vereins, unser rühriges und den Lesern der Zeitschrift best bekanntes Mitglied Korl Puls in Lank b. Lüübtheen.

Schriftleitung: Professor Dr. B e i ß - Schwerin, Geh. Hofrat Professor Dr. G e i n i ß - Rostock, Geh. Oberbaurat P r i e s - Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.  
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.





Groß-Woßern.

# Mecklenburg.

## Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatdruß.)

19. Jahrg.

August 1924.

N<sup>o</sup> 2.

### Die Flurnamen der Wismarschen Feldmark.

Don Archivrat Dr. F. T e c h e n , Wismar.

**D**ie Wismarsche Feldmark, ausgedehnt wie sie ist, weist eine große Anzahl seit Jahrhunderten bezeugter Flurnamen auf. Sie sind erdacht und geschaffen, um sich zurecht finden zu können, da die Köpfe unserer Vorfahren für so gloriose Ideen wie Einteilung in rechtwinklige oder quadratische Blöcke mit Bezeichnung durch Buchstaben und Zahlen noch nicht empfänglich waren. Manche dieser Flurnamen haben geschichtliches Interesse, viele sind deutbar, viele sind es auch nicht. Immerhin wird es sich lohnen, einen Blick auf sie zu werfen.

Die Stadt ist, wie das Regel war, neben dem schon bestehenden Dorfe gleichen Namens gegründet, nicht etwa aus dem Dorfe erwachsen. Das Dorf, worauf noch jetzt die Altwismarstraße und das Altwismartor hinweisen, lag zwischen dem Soldatenkirchhof und dem Mühlenteiche um das Pulverhaus herum im Sprengel des Bistums Schwerin, während die Stadt dem von Rakeburg angehörte. Altwismar war ein Kirchdorf, dessen Pfarre später nach Hornstorf übertragen ward, dessen Kirche aber nach ihrem Verfall im 15. Jahrhundert durch eine Kapelle ersetzt ward und dessen Kirchhof, zuletzt zur Beerdigung von Hingerichteten und



von Selbstmördern dienend, noch im 18. Jahrhundert bestanden hat. Wie weit sich seine Feldflur erstreckt hat und wann und unter welchen Bedingungen sie in die der Stadt ausgegangen ist, wissen wir nicht. Die Ackerausstattung dieser selbst war anfänglich gering und ist erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert durch Käufe von Rat und von Bürgern allmählich erweitert und abgerundet worden. Im Jahre 1260 ward Vinekendorp, 1260 und 1299 Damhusen, um 1275 der Cessiner Werder, 1277 Dorsteen, 1279 Dargekow, 1300 Krukow, 1323 Rikwerstorp, 1379 Cismarstorp, endlich 1383 Cessin erworben. Noch jetzt erinnern die Namen Dorsteen, Krukower Feld, Tesmarfeld und Hofstätte an die untergegangenen Dörfer und Höfe. Die Hofstätte (auf einem Werder des Mühlenteichs) war die von Cessin, wogegen die dorpstede (von Cismarstorp) seit längerem in Vergessenheit geraten ist. Tesmarfeld, das ich eben nannte, ist durch mehrere Lesefehler der Stadtschreiber aus Cessinerfeld entstanden und ein beachtenswertes Beispiel dafür, daß die Schrift es über die Sprache davon getragen hat. Zur Erklärung der Lesefehler mag gesagt werden, daß in alter Schrift c und t und in und m oft nicht auseinander zu halten sind.

Bevor wir uns aber tiefer auf die Flurnamen einlassen, dürfte ein Wort über den Namen unserer Stadt selbst angebracht sein. Es sind darüber früher die abenteuerlichsten Ansichten geäußert worden, die man in des verdienstvollen Magisters Dietrich Schröder sogenannter Chronik, richtiger Beschreibung der Stadt und Herrschaft Wismar schön beisammen findet. Als sicher kann nur gelten, daß die Stadt zunächst nach dem Bache Wismaraa benannt ist. Dieser ist zum Teil im aufgestauten Mühlenteiche zu suchen, zum andern Teil stellt er sich jetzt als Abfluß dieses Mühlenteiches in die See dar, wenn er auch in neu gegrabenem Bette fließt. Daß aber der Name der Stadt auf den des Baches zurückgeht, ergibt sich daraus, daß sie nicht einfach Wismar genannt ward, sondern de stat to der Wismar (Wismer) und noch zu Menschengedenken de Wismer. Der weibliche Artikel weist nämlich zwingend auf das Gewässer hin. Erinnert sei nur an Riga, das in gleichem Falle ist. Der Bach wiederum wird seinen Namen von dem Dorfe führen. Slavisten haben Wismar als Ort des Wismer gedeutet, eine Ansicht, die schon vor zweihundert Jahren ihre Vertreter hatte, nur daß man damals weiter ging und an den Vandalenkönig des Namens dachte. Bekanntlich gibt es auch sonst noch Ortschaften gleichen Namens, sowohl in der Ukermark wie auch im Hessischen.

Ebensowenig wie über die schließliche Deutung von Wismar habe ich ein Urteil über die der Namen Krukow, Cessin und Dargekow. Krukow soll entweder Rabenort oder Ort des Kruk sein, die andern beiden werden auf Personennamen zurückgeführt. Vinekendorp, Rikwerstorp, Cismarstorp, Damhusen und auch vermutlich Dorsteen weisen schon auf deutsche Besiedelung hin. Rikwerstorp ist Dorf Rikwards oder Richards. Als wendisch anzusprechen sind die Flurnamen Schwanzbusch (in ältester Form 1373 als Swanzebusch bezeugt, ursprünglich vermutlich Swanzebus, wie Godebus für Gadebusch), Gummow und Sevezow, ebenso der Name des Bachs Köppernitz, der Fenschelbach bedeuten soll.

Alle anderen Namen sind, wie es scheint, deutschen Ursprungs oder für Deutsche mundgerecht gemacht.

Fassen wir zunächst die Bildung der Namen ins Auge, so finden wir mit Feld zusammengesetzt das Kleine Stadtfeld vor dem Lübschen und vor dem Mecklenburger Tore, das Hohe Feld vor dem Pöler und vor dem Mecklenburger Tore, das Baumfeld, das Häffeld, das Krukower Feld und das Mittelfeld. Bei den



meisten ist eine Erklärung überflüssig. Das Kleine Stadtfeld vor dem Lübschen Tore ist die älteste Ausstattung der Stadt, das andere, außerhalb Rotentor, wahrscheinlich ein später Erwerb, worüber Näheres nicht bekannt ist. Hassfeld ist das Feld an der See; denn erst in jüngerer Zeit versteht man unter Has eine durch eine langgestreckte Halbinsel von der See getrennte Bucht, wie z. B. das Salzsee Has. Ehmals fuhr man über das Wilde Has. Das Hassfeld ist allem Anscheine nach die Feldmark von Vinekendorp und kommt seit 1461 unverändert unter seinem jetzigen Namen vor. Das Baumfeld, das einst zu Rikwerstorp gehörte, vielleicht auch dessen ganze Flur umfaßte, scheint nach einer riesigen Eiche benannt zu sein. Darauf deuten Zeugnisse von 1326, 1350 und 1504 hin. Sie sprechen von Rikwerstorper Felde beim Baume, vom Acker beim Baume, vom Baumfelde bei der Eiche.

Mit Kamp sind Platter Kamp, Bullenkamp, Barenkamp und Krons Kamp gebildet. Früher gab es dazu Weberkamp, Schweinekamp, Kibitzkamp, Dießelkamp, Funkenkamp, Schevekamp, Krummer Kamp, Runder Kamp. Kamp, aus dem Lateinischen entlehnt, bedeutete anfangs ein eingezäuntes Feld. Auf dem Weberkamp, der sich vom Altwismartor bis zum Mecklenburger Tor hin erstreckte, hatte sich der Landesherr, als er seinen Wohnsitz von Mecklenburg nach Wismar verlegte, sein ostwärts durch den Mühlenteich gedecktes Schloß erbauen lassen, wahrscheinlich in der Gegend der Eisengießerei. Ein Teil des Weberkamps ist der Platen Kamp, der Teil nämlich, der aus dem Erbe Blasius Malchows durch seine Tochter Katharina 1565 ihrem Manne Detlof Plate zufiel und später auf Jürgen Plate vererbt ward. Schon 1670 begegnet das unsinnige Plater Kamp, woraus 1722 Platter Camp geworden ist. Ein anderes Stück war der Runde Kamp Jürgen Eigens. Funkenkamp (nach Johann Dunke oder einem seiner Nachkommen benannt) und Dießelkamp gehörten zum Kleinen Stadtfelde vor dem Lübschen Tore. Barenkamp ist der westliche Ausläufer des Krons Kamp (dieser schon 1290 bezeugt), beide wahrscheinlich nach ihren Besitzern genannt. Eine Familie oder vielleicht auch andere des Namens Krone kommt lange vor und ebenso sind mehr als einer des Namens Bare zu belegen.

An Brinken kenne ich nur den Hasenbrink (1341) und den Langen Brink an der Müggenburger Scheide. Brink ist ursprünglich Rand, dann auch ein höher liegendes Grasstück.

Häufiger sind Zusammensetzungen mit ort und hörn, was beides Ecke bedeutet. Da sind Koschenort (vermutlich auf den Familiennamen Kosse zurückgehend), Mevenort (Mövenecke am Hassfelde), Burort, die äußerste Spitze des Baumfeldes gegen die See hin, wohl Bauernecke, entsteht in Bruort und Brauerort; Grasort und gegenüber Steinort (Corenzhöhe) nach der Ortsbeschaffenheit. Schevenhörn (Schiefe Ecke), Legowshörn (nach einem früheren Besitzer), Tegelhörn, Rotehörn, Diebshörn. Hundehörn und Hungerhörn im Krukower Felde werden beides böse Stücke sein. Auch der Gegensatz ist mit Winkel vertreten, so Hasenwinkel und Diebswinkel, dies als neuerer Name für Diebshörn.

An die alte Einteilung des Stadtfeldes in Lötze (Loose) und Morgen, je nachdem das Feld der Stadt selbst gehörte und alle sieben Jahre unter die Vollbürger verlost ward, oder ob Private oder Körperschaften die Besitzer waren, erinnern Baumlötze, Bullenlötze, Fußlötze, Galgenlötze, Kahnlötze, Kislötze, Kuhlenlot, Kurze Lötze, Mailötze, Mühlenlötze, Sandlötze, Schönroggenlötze, Silberlötze, Spuntlötze, Steiglötze, Süße Lötze, andererseits Fredemorgen, Krummer Morgen und Quermorgen. Der Fredemorgen, ehemals auf dem



Schwanzbusch, mag einen Streit ausgeglichen haben, wie die Kislötte ihrerseits der Gegenstand von Zank und Streit gewesen sein werden. Sonst erklären sich die Namen teils aus ihrer Lage oder auch ihrer Form, teils aus ihrer Güte oder Ertragsfähigkeit, teils aus der Bodenbeschaffenheit. Die Kahlötte werden vom Teiche der Gröningsmühle durch den Kahn des Müllers zugänglich gewesen sein, die Mühlenlötte sind längere Zeit hindurch an diese Mühle abgestanden worden. Vgl. die Bemerkung im Lottregister von 1587: worden van deme molter alle tidt, wen men lottet, ghekofft (nämlich von denen, welchen sie zugefallen).

Ganz auffallend häufig ist die Benennung als Berg. Es ist eben für den Bewohner des Flachlandes schon das ein Berg, was dem des Hochlandes kaum ein Hügel ist. Zu frühest, schon von 1300, sind der Krusekenberg, dessen Lage wir nicht kennen, und der Galgenberg bezeugt. Danach (1322) der Wischberg, das hochgelegene Kegelgrab am Wege nach Damhusen, auch wohl die Höhe begreifend, worauf es aufgeschüttet ist. Ein anderes Kegelgrab nach dem Hofe Triwalk zu heißt Rummelsberg (seit 1461 bezeugt) oder Rubbersberg (daneben der Rummelsoll), ihm benachbart der Lopenberg, ein viertes, das auf der Feldmark von Martensdorf, heißt Tridamsberg. Auf eine Erklärung dieser Namen wird man verzichten müssen. Es wird aber nicht überflüssig sein, einer in neuerer Zeit aufgetauchten Ansicht entgegenzutreten, wonach der Wischberg kein Kegelgrab sein, sondern in Kriegszeiten zum Ausguck aufgeworfen sein soll. Untersucht auf seinen Inhalt ist er meines Wissens nicht, aber er sieht andern unzweifelhaften Kegelgräbern so gleich, daß es des Ausgrabens nicht bedarf, um sich über ihn Klarheit zu verschaffen. Gemein mit anderen hat er auch die hohe Lage, die bei der Bestattung germanischer Häuptlinge — denn um das Grab eines solchen handelt es sich — offenbar mit Absicht gewählt ist. Man versetzt die Kegelgräber aber in die Zeiten des Trojanischen Krieges, dessen Helden gleiche Hügel getürmt wurden.

Auch die Namen der anderen Berge müssen größtenteils unerklärt bleiben. So der Golskenberg (auch Göllekenberg, Jölekenberg, Klockenberg, Kalkenberg), der Klingenberg, Koppelberg, Krabbenberg (dieser zweimal vertreten im Hafselde und auf dem Dorfstein), Butterberg (ebenso beim Dorfstein und im Mittelfelde), Metkenberg (später Mettenberg und gar Melkenberg), Papenberg oder Poppenberg und der Schnakenberg. Silberberg war ein anderer Name für die Silberlötte. Auf dem Galgenberge, dem jetzigen Alten Friedhofe, stand bis 1830 der 1746 massiv aufgebaute Galgen. In Straßburg hielt man es für ehrenvoll für die Stadt, den Missetätern aber für „erschrecklicher“, die Gehängten nicht abzunehmen, und machte nur etwa bei Bürgern auf Fürbitte eine Ausnahme. Abschreckend, versteht sich; aber ehrenvoll? Nun, weil die Gehängten zeigten, daß man auf Gerechtigkeit hielt und Verbrechen zu strafen wußte. Das rechnete man sich auch in Wismar zur Ehre an. Ob man es auf gleiche Weise zu zeigen strebte, ist nicht bekannt. Die Fortsetzung des Galgenbergs auf die Bergbrauerei zu hieß der Langeberg. Der Lehmberg erklärt sich selbst. Kapuzenberg, die südwestliche Ecke des Baumfeldes, war aus Kabbusberg entstellt, kabbus aber ist eine Art Kohl, der dort gebaut ward.

Die Befestigungen, dort, wo die Landstraßen die Landwehr und den Stadtgraben durchschnitten, nannte man Burgen. Es sind wohl durchweg Türme gewesen. Der von Lübscheburg ward 1715, der von Rotentor (der rohte Thurm 1692), rund hundert Jahre später abgebrochen, nachdem er schon 1692 für ziemlich haufällig erklärt war. Die Landwehren waren mindestens in Tiefe



einer Rute mit Dornen bepflanzt. Alte Eichen stehen noch jetzt einsam auf dem best erhaltenen Stücke bei der früheren Hornstorfer Burg, während man Busch und Baum sonst von 1796 bis 1802 ausgerodet und das Land zum Ackerbau herangezogen hat. Geblieben sind die Namen Lübschburg, Krißower Burg, Hornstorfer Burg, Müggenburg. Auch Klusburg hatte man gebildet, benannt nach der Klause eines Einsiedlers, die 1467 zuerst bezeugt ist und zu deren Gunsten 1475 zehn Kardinäle in prächtig ausgestatteter Urkunde Ablass gewährten. Recht jungen Ursprungs müßte die Müggenburg sein, wenn man annehmen dürfte, daß sie wenigstens nicht erheblich über das älteste Zeugnis (von 1599) hinaus reicht, und das wird man dürfen, da sie wenig später als Neue Burg beim Eichholze vorkommt. Der Name Müggenburg ist für Dorwerke häufig. Das Dorf aber, auf dessen Flur unsere Müggenburg angelegt ist, lag weiter nach Redentin hin (vgl. dorpstede). Rotentor wird nach der benachbarten Rotenmühle benannt sein, die unter diesem Namen (Rodemole) um 150 Jahre früher bezeugt ist als jenes. Es schloß sowohl die Landstraße nach Gadebusch wie die nach Schwerin, da sich diese bis zum Bau der Chaussee erst hinter ihm abzweigte und an der Mühle vorbeiführte. In späterer Zeit übertrug man die Benennung der Burg auch auf ähnlich kleine Ackergehöfte, wie sie bei jenen Burgen gebildet waren, in größerer Nähe der Stadt. So erklärt sich Hasburg, das früher Dänische Burg und Klünderburg heißen zu haben scheint, vor etwa hundert Jahren aber Schweinekrug oder Schweineburg. Dänische Burg und Klünderburg werden auf frühere Besitzer des Gehöfts zurückzuführen sein, um so mehr als die Familiennamen Dene und Klünder in der Stadt nicht selten waren. Es geht nämlich der Form Densche borch (1483) die Denen borch voraus (1449). An Klünderborch schließt sich noch die nahe gelegene Klünderwisch an, obgleich der Umstand irre machen kann, daß auch bei Emden, und zwar fast ein halbes Jahrhundert früher, eine Klünderborch belegt ist. Dem Wechsel der Namen nach den Inhabern begegnen wir bei den Mühlen vor den Toren der Stadt sehr häufig. Auf die Schweinekrüge wird noch zurückzukommen sein. Zu den Burgen nach Art der Hasburg gehören aber noch die weiteren Ravensborch, Kabbusborch und Philippsburg. Ravensborch (1558) war vermutlich eine bald in Vergessenheit geratene Benennung für das ältere und schließlich auch beibehaltene Gevelgünne; es dürfte mit der Rabenswiese (1571), nach der jetzt die Rabenstraße heißt, in Beziehung stehen. Philippsburg ist ein älterer Name für das 1902 eingegangene und nun als Straßennamen fortbestehende Schwarzkopfenhof (benannt nach einem Weinhändler Schwarzkopf, zuerst 1764): der Inhaber des damaligen Kruges war 1743 Peter Philipp Busch. Die Kabbusborg gehört mit dem Kabbusberge zusammen und wird das dürrstige Gehöft des Pächters gewesen sein, der dort seinen Kohl baute und auch selbst den Spiznamen Kabbus davon führte. Gevelgünne (zuerst 1505) bedeutet schwerlich anderes als übelgegnnt. Der Name ist in Niederdeutschland weit verbreitet.

Wechselt man den Gesichtspunkt und durchmustert man die Namen statt nach ihrer Bildung nach ihrem Inhalt. Da finden wir eine Menge von der Ortsbeschaffenheit hergenommen. An die Berge, die wir schon kennen, reißen sich das zweimal vertretene Hohe Feld und der Hohe Damm an, der als Straßennamen aus der Vergessenheit wieder erweckt ist. Der steile Abfall des Tesmarfeldes zum Mühlenbache gegenüber der Klus heißt Schar, ein Name, der bei gleicher Geländebildung bei Krusenhausen wiederkehrt und auch für die Abfälle des Köppernichtales galt (noch vor vierzig bis fünfzig Jahren). Schar bedeutet Schrofie. Grasort und Steinort sind bereits besprochen. Die Behberwiese hat,



wie der ursprüngliche Name die bevende wisch (1371) zeigt, nichts mit Bibern zu tun, worauf man die Benennung zurückgeführt hat, sondern ist nach ihrem schwankenden Boden benannt, wie die Bültwiese (1723) unbekannter Lage nach ihren „Bülten“ und das Kullenott wohl nach seinen Vertiefungen. Lange schmale Stücke an verschiedenen Stellen hießen Handwele (Handtuch), woneben es auf dem Schwanzbusch ein Schürzeltuch oder Schüsseltuch gab. Außerdem finden sich Lange Wiese, Langer Brink, Lange Koppel, Langes Stück. Das Gegenstück sind die Kurzen Lötte und korte block. Neben einem Krummen Morgen finden sich Krummer Kamp, Runder Kamp, Quermorgen, Spunt (beim Kronskampe) und Spuntlötte, Schevekamp, Schevemorgen, Schevenhörn, Sack. Vielleicht gehört auch Stüveke hierher, wenn anders sie mit stüve (Stumpf) zusammenhängt. Eine Insel gab es vor dem Lüschen Tor und zwischen Linden- und Kanalstraße. Jetzt ist von den Gräben, die sie umschlossen, kaum noch eine Spur. Eine Hufe treffen wir vor dem Altwismartor und vor dem Mecklenburger Tor zwischen Schevenhörn und Rauher Hege. Vermutlich wird die Ausdehnung der Ackerblöcke die Benennung veranlaßt haben, der vor dem Altwismartor ist rings von tiefer gelegener Weide umschlossen. Wahrscheinlich hat die Ziegelei der Marienkirche von dort ihre Ziegelerde entnommen.

Auf die Ertragsfähigkeit des Acker s oder auf seine Beschaffenheit gehen Namen zurück wie Schönroggenlötte, Silberlötte, Süße Lötte, Hungerhörn, Judas, Hundacker und Hundehörn. Ferner Sandacker, Sandlötte, Sandmorgen, Heide und alte Heide. Lufbusch an zwei Stellen, bei Müggenburg und beim Rummelsföll, erklärt sich hier wohl aus dem der neueren Sprache abhanden gekommenen Worte lus für Schilf oder Schnittgras. Der Name findet sich auch anderswo und gar nicht selten. Sonst gehören noch Salze Wiese und nach der Bebauung mit Kabbuskohl der Kapuzenberg hierher.

Viel vertreten sind Benennungen nach Tieren. Dem schon genannten Hasenwinkel schließt sich der Hasenbrink an. Auch des Hasen Geselle, der Fuchs, findet sich, wenn auch nicht auf dem Festlande, so doch unter den Krabbenstellen (die im allgemeinen hier nicht berücksichtigt werden sollen) mit Fuchslod. Wo der Kaninchenberg zu suchen ist, kann ich nicht verraten. Mehrmals treffen wir auf den Wolf: Wulfsberg oder Wulfsborg für eine Wiese zwischen Tornei und Rowe, Wulfsbrok (zuerst 1353) zwischen Tesmarfeld und Sauben und zwischen Damhusen und Wolterstorf, endlich als Krabbenstelle, Wulfskule. Daß Wulfsborg oder Wulfsberg aus Wulfsbrok entsteht ist, liegt auf der Hand. Ob ein 1870 dort beim Torfgraben gefundener Schädel, jetzt in der Altertumsammlung des Vereins für Mecklenburgische Geschichte, mit Recht für einen Wolfsschädel angesprochen ist, lasse ich dahin gestellt. Geschichtliche Zeugnisse für das Vorkommen von Wölfen in unserer Gegend fehlen für das Mittelalter. Dagegen hatten sich diese Raubtiere nach dem Dreißigjährigen Kriege wieder eingefunden und sind noch 1666 bezeugt.

Unter den Nutztieren hat vor allem das Schwein für viele Namen die Grundlage gegeben. Schweinskrüge, Höfe zum nächtlichen Eintreiben der auf dem Felde weidenden Rüsseltiere, gab es vor allen Toren. Die vor dem Pökertore und vor dem Altwismartore sind der eine nicht allzulange vor, der andere zu Menschengedenken in Hasburg und Friedrichshof umgenannt, der vor dem Mecklenburger Tore lebt noch als Name eines Ackerblockes fort. Statt Schweinekrug findet sich vor dem Pöler Tore auch die Bezeichnung Schweineburg oder Schweinekaten. Eine Schweinskule war in der Gegend des Schlachthofs, Schweinslager



in der der Schießstände, Schweinsmäge südlich der Halepipe und im Koschenort, Schweinsumlauf beim Tornei nach der Wulfsborg zu, Schweineteich am Rostocker Wege, endlich Schweinkötel als Untiefe in der Bucht.

Mit der Kuhhaltung hängen zusammen: Bullenkamp, Bullenlötte, Bullenstück, Börnedik, Trift und alte Milchenstelle, schwerlich die Butterberge. Sonst gibt es noch Kuhmoor und Ochsenkoppel. Ebenso auch Pferdekoppel. Hundacker und Hundehörn werden verächtlich verstanden wissen wollen. Auf anderes Getier beziehen sich Kagenwasser, Hlenpot und Hlenpohl, Eulenhorst, Kibizberg und Kibizkamp, Mövenort und Kreihahn. Ein Teil des Weberkamps begegnet 1568 als Tiergarten; er war von 1590 bis 1609 dem dritten Bürgermeister zur Nutzung zugewiesen. Im Jahre 1654 fand dort „auf gewesenen der Stadt Thiergarten“ eine Musterung der Bürger statt. Man wird da zeitweilig selteneres Getier gehegt haben, wie ja noch jetzt Säwäne auf dem Mühlenteiche gehalten werden. Der Name Walsisch ist 1629 von den Kaiserlichen gelegentlich der Befestigung des Inselchens aufgebracht, sicher in Anlehnung an die Form. Der alte Name war Aderholm, Natterholm.

Beziehungen zum Pflanzenreich haben die Benennungen Baumfeld, Baumlötte, Lindengarten, Rauhe Hege, Distelkamp, Lusebusch, Rosengarten, Rosenbusch und Rosenwinkel. Rosengarten, Rosenbusch oder auch Rosensahl hieß, wenn auf die Feldkarte Sachsens von Müggenburg (1803) Verlaß ist, das dreieckige Ackerstück nordöstlich von Ahrenshof, das vom Müggenburger Wege und dem Großen Kuhmoor eingeschlossen ist. Andere Zeugnisse verlegen diesen Rosengarten dorthin, wo jetzt die Müggenburger Siegelei steht. Man wird annehmen dürfen, daß dort einst wilde Rosen in Fülle gewachsen sind. Es gab aber noch einen anderen Rosengarten vor dem Altwismartor. Willgeroth und ich haben früher angenommen, daß er dem späteren Tiergarten gleich zu setzen sei, jetzt wissen wir, aber durch Dr. Wiegandt (Wismar im Dreißigjährigen Kriege, Karte zu S. 64), daß unser Lindengarten seine Stelle einnimmt. Es war der mittelalterliche Belustigungsplatz der Bürgerschaft, schon 1326 genannt. Dort ward getanzt und dort waren die hiesigen Spieleute verpflichtet, an Sonn- und Festtagen zwischen Ostern und Johannis aufzuspielen. Später schossen die Schützen dort nach dem Vogel. Im Juni 1629 ward beim Rosengarten eine neue Schanze erbaut und damit wird sein Gebrauch als Vergnügungsort ein Ende erreicht haben. Übrigens darf man nicht glauben, daß der Rosengarten mit Tanz und Lust etwas Wismar Eigentümliches gewesen sei, vielmehr war das eine allgemeine Einrichtung. Die Anlage des Lindengartens danken wir den Bemühungen des Stadtschreibers Walter, der die Anlagekosten durch öffentliche Sammlung zusammenbrachte. (Aufruf von 1815.) Einer Familientradition nach soll ihm der Doberaner Kamp vorgeschwebt haben. Schöpfer der ausgezeichneten Anlage aber war der Kunstgärtner Trapp aus Lübeck. Spätere Änderungen können als Verbesserung nicht angesehen werden, und namentlich hat die Fortnahme der Stadtmauer verheerend gewirkt. Der Rosenwinkel (1580) ist in der Gegend des alten Friedhofs zu suchen. Die Baumlötte (1580) waren der Schar bei der Klus benachbart, wohl aus ähnlichem Anlaß benannt wie das Baumfeld, über das früher das Nötige gesagt ist. Daß der Name der Rauhen Hege auf eine (längst verschwundene) Hecke zurückgeht, versteht sich von selbst.

Eine weitere Gruppe bilden die mit dem Gerichtsweisen zusammenhängenden Namen Gericht, Galgenberg, Galgenlott, Galgengraben, Pannenstall, Scharfrichterwiese, Büttelacker und Büttelsteig. Unter dem Gericht ist der Galgen



zu verstehen, über den schon vorher berichtet ist. Galgenberg und Galgenlott gehören eng dazu. Beiläufig sei bemerkt, daß ein zwischen der Klüßer Chaussee und dem davon abzweigenden Landwege nach Walmstorf belegener Zwickel ebenfalls das Gericht heißt. Weitweg vom Galgenberg war der Galgengraben vor dem Sübschen Tore hinter der Zementwarenfabrik, jetzt unter den Aufschüttungen für die Lagerplätze verschwunden. Zur Erklärung muß man sich erinnern, daß Schröder im Jahre 1712 eines Galgens vor dem Sübschen Tore erwähnt und daß auch sonst Hinrichtungen bei St. Jakob seit 1576 bezeugt sind. Vgl. Willgeroth, Bilder S. 114 f. Es mag gleich angeschlossen werden, daß Gerichtete und Selbstmörder sowohl auf dem alten Kirchhofe der Heil. Kreuzkapelle (Altwismar), wie auf dem Kagenmarkt (in der ältesten Form von 1461 Kagemarket) beerdigt wurden. Dieser Name ist völlig rätselhaft. Pannenstall bedeutet Pfandstall. Dort ward das gepfändete Vieh hingetrieben. Die Scharfrichterwiese grenzte ebenso wie die Bürgermeisterwiese an die Rabenwiese. Die eine ward vom Scharfrichter, die andere von einem der Bürgermeister genutzt. Ebenso wird sich Büttelacker (beim Galgenberge) erklären, wogegen ich für die Benennung des Büttelsteigs auf Muggenburger Gebiet keinen Grund anzugeben weiß, so wenig wie für Diebshörn oder Diebswinkel. Der Diebssteig führte hinter Rotentor über den Stadtgraben.

Diese Namen sind von den Eigentümern oder Benutzern der Wiesen, Gärten, Äcker, Höfe, Koppeln hergenommen. Manche davon sind uns schon begegnet. Ich nenne noch Vossenwiese, Luciuswisch (später Lukaswisch, jetzt Lucks Wiese), Reitendienerwiese, Almansgarten (einst etwa Gmelgünne gegenüber, jedermann preisgegeben?), Gröningsgarten, Fischerhof, Ratkenhof, Bernittenhof, Diereggenghof, Schlachterkoppel, Trägerweide, Pelzerwall, Reiserbahn, Trägergang. Die Fischerhöfe — es gab deren zwei — lagen 1765 der eine gleich hinter der ersten (längst verschütteten), der andere noch bis vor kurzem hinter der zweiten Brücke vor dem Altwismartor. Der ältere 1712 abgebrochene Fischerhof dürfte am Mühlenteiche selbst gelegen haben. Die Schlachterkoppel, Trägerweide und Reiserbahn waren den Schlachtern, Trägern und Reisern gegen billige Pacht zur Nutzung eingeräumt. Nachdem das wahre Verhältnis in der Länge der Zeit in Vergessenheit geraten war, hat die Stadt die Gelände teuer zurückkaufen müssen. Zu der jetzt verschütteten Trägerweide führte der Trägergang. Der Pelzerwall wird nur 1465 unter den Herrenlötten genannt. Die Familien der Gröning und Ratke haben der Stadt eine Reihe Rats Herrn und Bürgermeister gegeben. Ratkenhof war zweimal vertreten, der eine ward später in Schwarzkopfenhof, der andere in Lenensruh umgetauft. Bernittenhof ist von dem Maurermeister Bernitt angelegt, der auch in der Stadt mehrere Häuser (mehr geschmackvoll als solide) gebaut hat. Diereggenghof, vordem Stellmanshof, war zwischen 1716 und 1754 nacheinander in Besitz von Kaspar Christian Dieregg und von Joh. Friedrich Dieregg, was darum gesagt wird, weil man an eine Benennung von vier Ecken gedacht hat. Eigentümlich ist der Ursprung des Namens Rolandsbrücke im Lindengarten. Er ist darauf zurückzuführen, daß sich dort 1765 der Bäcker Roland ertränkt hat. Sein Backhaus lag an der Ecke des Spiegelbergs nach dem Poeler Tore zu. Ein Ackerstück im Baumfelde heißt Papenklas, weil es der Papenkollatie (entsteht in Papenklas) gehörte.

Von den noch verbleibenden Namen müssen gerade die eine Erklärung am meisten fordernden ungedeutet bleiben. So Sauden (in ältester Form Sowden), Sehb, Segewische, Rowe, Mailötte, Maimond, Maiwisch, Ob der Gelegenheit,



Eiskenkmlade, Schlafkammer, Lappenmoor, Lattmoor, Halebant, im Hafen Koggenor und Alte Schweden (zuerst 1672 als der Schwede genannt). Lappenmoor und Lattmoor können nicht gut zusammenfallen. In dem zweiten, das jetzt Muggenburger Reservat heißt und das zwischen Schwanzenbusch, Dorstein, Hornstorfer Acker und der Muggenburger Ziegelei liegt, sind 1864 durch den Sergeanten Büsch Pfahlbauten entdeckt worden. Leider hat dieser sein unstreitiges Verdienst hernach durch Fälschungen stark beeinträchtigt. Tornei, das in ältester Form 1461 als Tornegg begegnet, in neuerer Zeit aber zu Turnei umgewandelt ist, wird wohl Turnier und also Turnierfeld sein. Jedenfalls fallen beide Worte lautlich zusammen. Bezeugt sind allerdings nur Turniere auf dem Markte, nicht dort. Lübeck hat sein Torneitsfeld vor dem Burgtore. Nahe vor dem Tornei beiderseits des Pöler Damms liegen die große und die kleine Arbeit, jetzt Wiesen, vorher Wasserlöcher oder vielmehr Stüde von Befestigungsgräben, vermutlich durch schwere Arbeit der Bürger ausgehoben. Denn auch die Bürger mußten neben den Soldaten schanzen. Einen Schuhacker gab es auf der Kleinen Flöte und bei Rotentor. Der erste gehörte zur ersten Ausstattung der Stiftung des Ratmanns Herman Biter, woraus für Arme Schuhe und Leinen beschafft werden sollten, zum Armen-Schuh- und -Leinlehen. Der andere wird später dazu gekauft sein. Weil jetzt aus den Mitteln der Stiftung namentlich das Schulgeld für ärmere Kinder bestritten wird, liegt die Mißdeutung in Armenschullehen gefährlich nahe. Große und Kleine Flöte hießen ursprünglich nicht die Höfe oder Ackerblöcke, die man heute so nennt, sondern die beiden Bäche, an denen sie liegen. Denn Flöte ist im Niederdeutschen nichts anderes als Fluß. Eine Wasserableitung aber ist die Halepipe, eigentlich hohle Röhre. Man erinnere sich an den Pipensoot unter den Straßennamen. Ein Wassergraben am Ende des Eerzierplatzes nach Krißowburg zu führt (oder führte?) den Namen Dürtit, Teure Zeit. Erklärt ist er mir so, daß Teuerung zu fürchten sei, wenn er Wasser halte. In der Eisernen Hand (zuerst 1503) und dem Weißen Stein haben wir sicher Wegweiser zu sehen. Der erste hat seinen Namen an das anstoßende Ackerstück, jetzt auch die dort geplante Straße der andere den seinen an die dabei erbaute Krügerei abgeben müssen. Bei Lübeck steht an der Roedstraße ein noch bedeutend älterer Wegweiser in Kreuzform. Er trägt die Inschrift: biddet got vor den ghever des wizers na der Wilsnaken (des Weisers nach Wilsnack). Wilsnack war ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Gestiftet aber hat jenen Weiser Johann von der Heide (Testament von 1436). An ihm ist noch deutlich der Falz erkennbar, worin der eigentliche Weiser, unzweifelhaft eine eiserne Hand, einst eingelassen war. Auch unsere Eisernen Hand zeigt am Kopfe noch die Lochung für den alten Weiser. Dieser kann nur nach Pöl gewiesen haben.

## Zu unseren Burgwällen.

Von R. Belß.

Im vorigen Jahrgang S. 26 konnten wir über eine bedeutungsvolle neu entdeckte Stätte, den ersten nachgewiesenen altgermanischen Burgwall des Landes, bei **Basedow** berichten. Die Stelle ist damals „Langer Berg“ genannt; der Name ist aber nicht allgemein in Gebrauch und führt leicht irre, da es bei Basedow noch mehrere „Lange Berge“ gibt. Auf den Karten hat er überhaupt keinen Namen; er müßte bezeichnet werden „Langer Berg im sog. Saupark, dem früheren Wargentin-Buchholz“, denn genannt wurde die ganze Stelle nach dem längst untergegan-



genen Dorfe Wargentin am Ausfluß der Peene aus dem Malchiner See, das einst, schon 1215, als Schenkung des Fürsten Kasimir II. von Pommern in den Besitz des Klosters Arendsee in der Atmark gelangte und später in der Gräflich Hahn'schen Begüterung aufgegangen ist. Seine interessante Geschichte erzählt Friedrich Lisch in den Jahrbüchern des Mecklenb. Geschichtsvereins, 1850 S. 3, 15; erhalten sind von ihm nur einige Trümmer der alten Kirche und der Name, den wir neu beleben, wenn wir unsere Arbeitsstätte kurz als Wargentiner Berg bezeichnen.

Die Wichtigkeit des Befundes machte eine weitere Untersuchung erforderlich. Daß diese stattfinden konnte, verdanken wir in erster Linie dem nie versagenden Entgegenkommen und der tätigen Hilfe des Herrn Grafen Walter Hahn auf Basedow, sodann der Mitarbeit einer ganzen Reihe von Altertumsfreunden, besonders des Herrn Pastor Vogt in Basedow<sup>1)</sup>, und der frischen Arbeitskraft der Schüler oberer Klassen vom Gymnasium zu Waren und Realgymnasium zu Malchin, die sich unter freundlichster Bewilligung der betreffenden Schulverwaltungen in den Dienst der Sache stellten. So hat das Bild der alten, nach jahrtausendelanger Vergessenheit jetzt rasch berühmt gewordenen „Mannusburg“, wie man sie in Basedow benannt hat, in der Ausgrabung vom 1. bis 4. Juli 1924 sich allmählich gerundet.

Ihre Geschichte geht in schwachen Spuren weit zurück. Einige bearbeitete Steinplitter führen dahin, daß schon in der Steinzeit diese steilen, schwer zugänglichen Höhen von Menschen aufgesucht sind.

Und dann setzt in einer noch recht wenig geklärten Übergangsperiode unsere Vorgeschichte, die man je nach dem Standpunkt als letzte Bronzezeit oder früheste Eisenzeit bezeichnet, eine sehr starke Besiedelung der Hochfläche ein. Es ist bekanntlich das Scherbenmaterial, welches als Zeitmesser der vorgeschichtlichen Erscheinungen dient. Daran fehlt es auf dem Wargentiner Berge nicht. Bestimmter noch als im vorigen Jahre können wir dieses heute gliedern: da haben wir einmal die einfachen, ziemlich dickwandigen Gefäße der nordischen Bronzezeit, meist naturbraun, die Oberfläche abfichtlich gerauht, die kleineren mit hochsitzendem Henkel, daneben aber Gefäße fremdartigen Charakters: feiner gebildet, stark gebrannt, dünnwandig, die Oberfläche glatt, verziert mit Längsfurchen (Kannelierungen), konvergierenden Schrägstrichbündeln (Dreieckmuster), aufgehöhten Rippen usw. und drittens heimische Nachbildungen dieser eingeführten Keramik, derber in der Technik, mit Nachahmung der fremden Muster. Diese sind wohl bekannt, sie gehören einem bestimmten keramischen Stil an, der nach einem Fundort bei Frankfurt a. O. Göritzer Typ genannt wird. Es ist ein Stil, der seine Hauptverbreitung in der Uckermark und Neumark, bei einem nach aller Wahrscheinlichkeit nicht germanischen (illyrischen?) Stamm gehabt hat und der mit der großen Kulturwelle der frühen Eisenzeit, die man nach dem bekannten österreichischen Fundort Hallstatt bezeichnet, nordwärts gedrungen ist. Diese Auswirkungen reichen bis in unser Land; sie haben uns nicht nur eine eigenartige Keramik, sondern auch das erste Eisen und wohl auch den frühesten Burgenbau gebracht. Außer Scherben fand sich seltsamerweise nur ein Gerät, Spindelsteine aus Sandstein, kleine flache runde Scheiben, in fünf Exemplaren.

<sup>1)</sup> Teil nahmen ferner die Herren Studienrat Chrestin, Kiel, Konservator Karbe, Neustrelitz, Realgymnasiallehrer Meyer, Malchin, Dr. Polzer, z. St. Satow b. Malchow, Gymnasialdirektor Dr. Wilbrandt und Professor Dr. Wossidlo, Waren.



Gefunden wurden die Scherben zum Teil in Herdgruben, zum Teil frei im Boden in geringer Tiefe. Die Herdgruben, erkennbar an den zerbrannten mürben Steinen, die vielfach zu ihrem Zweck, dem Bau der Feuerstätte, zurechtgeschlagen waren, und den starken Brandschichten, lagen nur an den Rändern der Fläche, nahe dem inneren Wallabhang an der Ost- und Nordostseite und, eine unten noch zu würdigende Erscheinung, dreimal an der Sohle der Wallschüttung. Die freiliegenden Scherben waren sehr ungleich verteilt, ganz vereinzelt oder dichter beieinander, niemals aber im Zusammenhang; auch der Erhaltungszustand, die verschliffenen Ränder u. a., macht eine mehrfache Umlagerung wahrscheinlich. Diese weist auf starke Bodenänderungen der inneren Fläche, am ehesten auf eine zeitweilige Benützung als Ackerland; aber auch stärkere Rodungen und, wie es ja oft geschieht, Verwendung der Rodesfläche als Kartoffelfeld würde zur Erklärung genügen. Sicher gehören die Scherben zerstörten Herdgruben an, worauf auch die, nicht gerade zahlreichen, Tierknochen führen, nicht etwa zerstörten Urnengräbern.

Diese Siedelung ist altgermanisch und gehört etwa dem achten vorchristlichen Jahrhundert an; sie suchte den Schutz der nicht leicht zugänglichen Höhe, wo sie, auch ohne Umwallung, sicherer war als in der Ebene. Eine gleiche, auch derselben Periode, vielleicht einem älteren Abschnitt entstammende Schutzsiedelung ist der großartige, noch weit größere „Burgwall“ von Krageburg bei Neustrelitz, wo von einer Umwallung überhaupt keine Spur vorhanden ist.

Jetzt ist der Platz mit einer Umwallung versehen, welche einen unregelmäßig rechteckigen Raum von etwa  $220 \times 70$  m umfaßt. Daß diese später angelegt ist als die Siedelung, ergibt sich daraus, daß Herdgruben auch an der Sohle des Walles liegen. Und da entsteht die für die Beurteilung des Ganzen grundlegende Frage: wann? Nur zwei Perioden kommen ernsthaft in Erwägung: dieselbe, welcher die Siedelung angehört, und die wendische. Form und Anlage der Wälle kann eine Entscheidung nicht bringen. Die Burgwallforschung in Norddeutschland, nicht nur in Mecklenburg, steht noch in den ersten Anfängen. Aus der äußeren Form allein die Zeit zu erschließen sind wir noch nicht imstande. Wir sind noch immer auf die Einschlüsse angewiesen; deren Lagerung sagt uns nun hier weiter nichts, aber das rein zahlenmäßige Verhältnis spricht entschieden sehr viel mehr für altgermanischen Ursprung, so daß dieselbe Bevölkerung, welche sich die Höhe zur Siedelung auserkoren hat, sie später auch mit einer Schutzwehr versehen hätte, die sich jetzt als ein Wall mit leicht geneigtem Abfall darstellt.

An dem östlichen Teile setzt er aus; ob er hier nicht fertig geworden ist oder bei einer Beakerung in weit späterer Zeit hier niedergeackert ist, wie es z. B. in Zislow, Quehlin, Werle geschehen ist, oder welcher Grund sonst vorliegt, wird sich nicht entscheiden lassen. Bei der ersten Ausgrabung traten Anzeichen dafür auf, daß die innere Seite des „Walles“ eine Holzverschalung gehabt habe; eine endgültige Entscheidung dafür hat die neue Ausgrabung nicht gebracht, auch haben sich Toranlagen an den drei Einsattlungen nicht nachweisen lassen. Daß hier aber die Eingänge gewesen sind, bleibt wahrscheinlich, schon weil für die Einsattlung im Nordwall gerade an einer sehr steilen Stelle ein modernen Zwecken dienender Sinn nicht ersichtlich ist, während sie als zum Wasser führender Ausgang natürlich war. Ebenso ergibt sich das Südtor aus der allgemeinen Beschaffenheit des Geländes als ein gebotener Eingang. Wir haben noch ein viertes gesucht im Nordwesten, dem Osttor gegenüber, zu der westlich streichenden Fortsetzung des Höhenrückens. Nicht in der Ecke, aber etwas burgeinwärts ergaben



sich im Wall in der Tat Steinsetzungen, die zerstörten Mauern entstammen könnten, aber in einem so heillosen Zustande der Entstellung, daß eine Wiederherstellung des alten Bildes unmöglich ist und wir ihre Deutung offen halten müssen. Auch sonst stellte diese Stelle sich als die rätselhafteste der ganzen Anlage dar. Es lag da an der Wallsohle eine Herdstelle, und über ihr eine menschliche Schädeldecke und vereinzelt menschliche Gebeine (Schlüsselbein). Eine Bestattung ist es auf keinen Fall, auch kein Verunglückter, denn es sind eben nur einzelne Gebeine. Sie können einem alten, bei der Erdbewegung zerstörten Grabe entstammen. Aber auch vor dem Gedanken an Kannibalismus dürfen wir nicht mehr zurückschrecken, nachdem genau dieselbe Beobachtung in den gleichartigen Wällen von Buch und Cossow und in Wohngruben bei Nedlitz (in der Nähe der „Römerschanze“) gemacht ist. Wendisch sind die Gebeine nicht.

Wohl aber hat sich eine andere Spur wendischer Benutzung des Platzes ergeben. Neben tausenden von Scherben der bronzezeitlichen Übergangszeit, einer zweifellos germanischen Periode, wurde bei der zweiten Ausgrabung auch eine sicher wendische und einige zweifelhafte gefunden; die eine ist nach der Verzierung (Reihen flüchtiger Wellenlinien) und Technik altwendisch. Der minimale Befund sagt nicht mehr, als daß noch in wendischer Zeit sich einmal jemand in die seit vielen Jahrhunderten verlassene Burgstätte hineingefunden hat; zu einer umfänglichen Besiedelung hat das nicht geführt.

An mittelalterlichen Scherben fehlt es gänzlich; ein Bronzestück, anscheinend vom Fuße eines Gerätes, kann nur zufällig, etwa mit dem Dung zur Zeit der Beackerung, hierher geraten sein. Der Wargentiner Berg ist eine verlassene oder vergessene Stätte gewesen bis in die neueste Zeit, wo pietätvolles Verständnis für die Hinterlassenschaft unserer verschollenen Vorfahren sie uns neu erschlossen hat. Ihre Bedeutung in der Vorzeit können wir nicht hoch genug anschlagen. Auf weite Entfernung hin beherrscht der Berg die herrliche Landschaft des Malchiner Seegebietes, und als Herrnsitz oder Fluchtborg eines weiten Gebietes will sie verstanden sein.

Der Basedower Burgwall kann nun in Zusammenhang mit verwandten Anlagen seine Deutung finden. Große Ähnlichkeit in der Gesamtanlage mit dem Basedower zeigt da der von **Kl.-Luckow**, AGB. Teterow, welchen Verfasser dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen und Beihilfe des Grundherrn, Herrn v. Müller auf Kl.-Luckow, auch wieder mit freundlichster Mitwirkung von Schülern (vom Gymnasium zu Güstrow) am 7. und 8. Juli d. J. untersuchen konnte<sup>2)</sup>. Auch dieser Wall liegt auf einem länglichen kiefigen Höhenrücken mit Steilabfall, sehr schön, in gemischtem Hochwald, am Westufer eines kleinen romantischen Sees, des Ohganga- oder Augangsees, 0,75 km vom Hofe; wenn der Baumbestand es nicht hinderte, würde man den nur 13 km entfernten Basedower Wall sehen können. Anders als dieser ist er bekannt geblieben. Das Volk nennt ihn Wendenwall oder Schwedenschanze und knüpft zahlreiche Sagen an die durch Form und Lage anziehende Stätte. Diese Sagen sind im Orte allgemein bekannt; besonders eifrige Berichterstatter waren die Altenteiler Coez und Schmidt. Die Burg wird als Wendenburg angesehen, was nicht hindert, daß Ereignisse, die man an sie knüpft, auch auf 1813 verlegt werden. — Die Tochter eines Wendenkönigs ist

<sup>2)</sup> Teil nahmen die Herren Studienassessor Mewis und Studienrat Dr. Romberg, Güstrow, Pastor Voß, Basedow, Lehrer Menze, Kl.-Luckow.



hier die Trägerin der Erzählung vom „Riesenspielzeug“; die Erde, die sie in der Schürze getragen hat, schüttet sie an der Grenze von Kl.-Luckow und Gr.-Luckow aus; es ist der sehr auffallende Kiesberg, in dem man auch, aber schwerlich mit Recht, ein Kegelgrab hat sehen wollen. — Auch von einer weißen Frau ist die Rede, die sich in den anliegenden Ohgensee stürzt. — Der Burgwall ist der Sitz eines Wendenkönigs, der mit einem anderen in Fehde lebt; als Sitz des Gegners wird Schwinkendorf oder Sagel genannt; in die Gegend von Schwinkendorf versetzt man das Grab eines Wendenkönigs, der „halbwegs zwischen Malchin und Waren“ in einem goldenen Sarge begraben sein soll; bei Sagel liegt der schöne Burgwall am Ausgang des Burgtals (s. u.). Der Klein-Luckower König hat Leute aufgegriffen, die das Wasser den steilen Burgberg hinauftragen müssen und dabei sagen:

Oh Gang, Oh Gang,  
Oh schwerer Gang;  
Dreißig Tracht Wasser lang.

Daher der Name des Sees. Kanonenkugeln, die von jenen Kämpfen stammen, will Coez selbst gefunden haben; im See liegt die Kriegskasse (als Coez die Sache am nächsten Tage wieder erzählte, machte er daraus eine Bundeslade), die bei manchen Gelegenheiten leuchtet.

Auch das wissenschaftliche Interesse hat sich ihm früh zugewandt. Schon 1843 hat Friedrich Lisch in den Jahrb. 8 B S. 96 ihn kurz beschrieben und seine Deutung weiterer Untersuchung überlassen; später Jahrb. 38 S. 163 zählt er ihn (neben denen von Schlemmin, How, Sagel, Gr.-Görnow, über Zislow s. u.) unter denen auf, für die ihm germanischer Ursprung wahrscheinlich schien. Aber irgendwelche Altertümer hatte der Wall nicht ergeben, und unsere Untersuchung ist die erste.

Diese ergab negativ, daß eine Besiedelung der Wallfläche nicht bestanden hat: Kulturschichten waren überhaupt nicht da, überall stieß man in geringster Tiefe auf den kieseligen, mit Lehmstreifen durchsetzten Urboden; das einzige Ergebnis an Altsachen waren drei Scherben.

Dafür zeigte sich eine außerordentlich deutliche Burganlage. Die Umwallung schließt sich auch hier der Geländebildung an; sie bildet ein ziemlich regelmäßiges, nord-südlich gerichtetes Oblongum mit gebogenen Seiten von  $120 \times 60$  m Länge. Das Gelände in der Mitte ist sehr verschieden. Im Norden am höchsten, hier eine regelmäßige rundliche Fläche bildend, die durch Gräben vom Wall getrennt ist und wie geschaffen zur Aufnahme eines Wehrturmes erscheint; von dort führt nach Süden ein nach beiden Seiten abfallender Rücken, aussehend wie ein Zugangsweg, dem eine breitere, weniger regelmäßige Fläche, die zu einer Wohnfläche geeignet scheint, vorlagert. Aber irgendwelche Spuren von Bauten haben sich bisher nicht ergeben.

Die Wälle gehen dem Rande der Hochfläche entlang, sie sind an drei Seiten gleichmäßig und wohl erhalten, im Osten an der Seeseite werden sie niedriger und setzen zum Teil ganz aus, aber am Nord- und Südende steigen Wälle mit Wallgräben östlich zum See hinunter. Am südlichen dieser Wälle liegen zwei Tore, eines außerhalb der Befestigung, der Eingang zur Burg, eines nahe dabei innerhalb der Umwehrung, zum Wasser führend. Die Durchgrabung ergab in beiden starke Brandreste, sicher von verbrannten Holztoren. Im Westen schließt sich eine tiefer gelegene Fläche an, die wohl als Vorburg gedient hat. An einer Stelle im Westen ist ein Walldurchstich genommen; danach ist der Wall 1,30 m

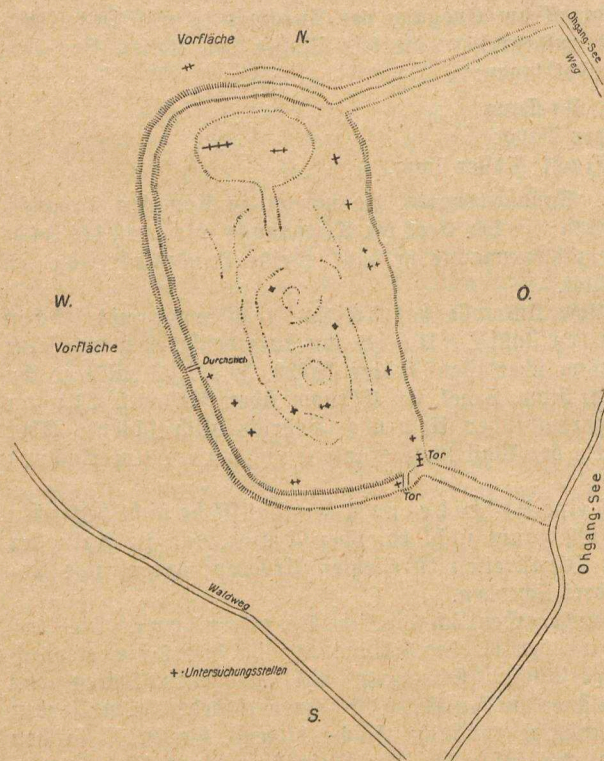


hoch und 7 m breit, aus kieseligem Lehm aufgetragen; es ist ein richtiger Wall, keine eingesunkene Holzmauer, wie wir es bei Bafedow vermuteten, auf der inneren Seite mit Steinen (s. unten bei Zislow), auf der äußeren mit einer im Feuer gehärteten Lehmsschicht abgedeckt.

Das Hauptinteresse, das sich an den Wall knüpft, ist natürlich seine zeitliche Stellung. Da sagen nun leider die Funde nicht viel. Von den wenigen Scherben ist nur eine bestimmbar, der Knopf eines Deckelgefäßes wendischer Art. Solch ein vereinzeltcs Stück berechtigt natürlich nicht, nun die ganze Anlage als

wendisch anzusehen, spricht sogar dagegen, denn wendische Stätten zeigen regelmäßig Scherben in Masse; wir werden auch hier wie in Bafedow, wo zufällig ja auch eine einzige bestimmbare Wendenscherbe gefunden ist, mit einer gelegentlichen Benutzung in wendischer Zeit zu rechnen haben. Wenn der Bafedower Burgwall ein altgermanischer war, so ist es wahrscheinlich der Kl.-Lückower auch gewesen, aber anders als dieser eine rein militärische Anlage, die eine merkbare Siedelung nicht erfahren hat.

In die Reihe dieser Höhenburgen gehört auch die durch ihre prächtige Lage bekannte von **Zislow** östlich vom Plauer See: ein „mächtiges Plateau, dessen



Gipfel zu einem länglichen Viereck abgegraben und mit einem hohen Walle umgeben ist“ (Eiſch, Jahrb. 17, 1852, S. 6). Die Ausdehnung ist etwas größer als die von Kl.-Lückow; eine sehr zu beachtende Ähnlichkeit ist, daß auch hier der Wall, besonders an der inneren Seite, mit Feldsteinen belegt war. Schon Eiſch betont, daß die Scherben nicht wendischen Charakter tragen, sondern der bronzezeitlichen ähneln; und neuere Beobachtungen haben das bestätigt. Umfänglichere Untersuchungen haben noch nicht stattgefunden, aber die Beobachtung des Wallcs liegt in den besten Händen (H. Polzer) und wir dürfen bald neue Aufschlüsse erwarten.

Weiter bietet sich zum Vergleich mit Bafedow, nur 5,5 km entfernt, ein zweiter Wall, bei **Sagel** (Vorwerk zu Rothenmoor) am Ausgang des tief eingeschnittenen malerischen Burgtals hoch oben gelegen. Der Wall ist heute



schwer zugänglich und schwer übersichtlich, da er in dichtem Fichtenstande liegt, und hat eine sachmännische Untersuchung noch nicht gefunden. Eine starke halbrunde Umwallung lehnt sich östlich an den Steilabfall zum Burgtal, im Süden ein künstlicher Graben. Der Durchmesser der im ganzen runden Anlage beträgt etwa 50 m, sie ist also wesentlich kleiner als die von Basedow und auch von anderer Form.

Auch hier ist die Besiedelung sehr stark. Schon früher sind bei gelegentlichen Besuchen immer wieder Scherben zutage getreten, aber diese sind ganz anderer Art als in Basedow, nämlich durchaus wendisch, und zwar scheint die Masse derselben (ich habe noch nicht alle gesammelte zu Gesicht bekommen) in einen ganz jungen Abschnitt der Wendenzeit zu gehören. Darüber, ob die Wenden diese Höhenburg erst angelegt haben oder an die Stelle älterer (germanischer) Erbauer getreten sind, läßt sich natürlich Begründetes noch nicht sagen; den bekannten wendischen Burgen ähnelt sie jedenfalls mehr als die Basedower Gruppe.

Auch den Höhenwall von **Now** bei Wismar, der in seiner Lage stark an den von Sagel erinnert, hat Verfasser am 11. August d. J. besichtigt. Er liegt in großartiger Landschaft auf steil ansteigendem Berge (Scheide zu Madsow und Jarnekow) und bildet ein abgegrabenes Plateau ohne Wälle. Er ist zurzeit mit Jungholz bestanden und nicht wohl zu untersuchen; eine Untersuchung wäre von besonderem Interesse, da in geringer Entfernung der bekannte geschichtlich beglaubigte und wichtige wendische Burgwall liegt. Irgendwelche Funde sind nicht bekannt geworden; im Orte heißt er „Kirchhof“; einen Grund für diese Deutung habe ich nicht erfahren.

Wir schließen diesen Höhenburgen zwei andere „Burgwälle“ an, die von ihnen grundverschieden sind auch darin, daß über ihre zeitliche Stellung kein Zweifel bestehen kann, und die sogar mit ihren noch heute geltenden Namen und der Benennung Burgwall aus der Frühzeit unserer Geschichte urkundlich bezeugt sind, die von **Quezin** und **Dipperow**.

Bei dem Dorfe **Quezin** bei Plau liegt im Plauer See eine kleine Insel, die schon 1849 von **Lisch** besucht und mit der alten Landeshauptstadt gleich gesetzt worden ist. Eine ausreichende Untersuchung hat erst stattgefunden, als Herr Hofbesitzer **Moldenhauer** in Quezin ansässig wurde, ein für alle Altertumsfragen interessierter und ungewöhnlich bewandeter Mann, der sogleich eine Untersuchung in die Wege leitete, welche Verfasser am 31. Mai und am 2. und 3. September 1921 vorgenommen hat<sup>3)</sup>.

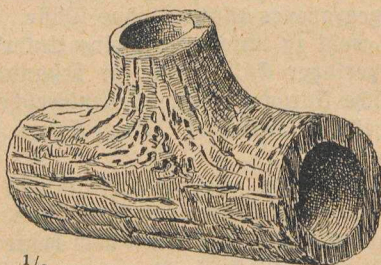
Die Insel ist vom Lande durch tiefes Wasser getrennt 110 m entfernt und ohne Verbindung damit; sie ist rundlich mit etwa 60 m Durchmesser; sie hat lange in Gartenkultur gestanden, wozu der tief humose Boden einlud; dabei mögen die Wälle, die **Lisch** noch gesehen hat, entfernt sein, heute sieht man davon nur noch schwache Spuren und die Gartenanlagen sind verwildert. Die Insel besteht aus schwarzem, ganz mit Kulturresten durchsetzten Boden. Diese Reste gehen noch über die Insel hinaus; nahe dem Ostrande sind starke eichene Pfähle im Wasser, zwischen denen sich Scherben und Tierknochen finden; ob die Pfähle von einer Uferbefestigung oder Pfahlbauhütten stammen, bleibe dahingestellt. Sicher sind Hütten auf Pfählen auf der Insel selbst nachgewiesen, in einem Falle war sogar der Bretterboden wohl erhalten. Die Kulturreste lagen in der Tiefe, dann kam eine Schicht weißen Sandes und eine neue starke Kulturschicht. Danach

<sup>3)</sup> Teil nahmen unter andern die Herren Rektor Bauch, Plau, und Lehrer Berg, damals Hossentiner Hütte.



würde die Geschichte der Insel die sein, daß auf einer flachen Stelle des Sees Pfahlbauhütten errichtet sind und die ganze Fläche später durch Übersandung (eine alte Sandgrube liegt der Insel gegenüber) fest gemacht ist. Auf dem festen Boden sind dann neue Hütten errichtet, von denen die mit Stein gepflasterten Fußböden, der Lehmischlag darüber und der Hüttenbewurf (Klehmstaken) reichlich erhalten waren. —

Reste der Besiedelung finden sich auf der ganzen Insel und am Rande im Wasser in größter Fülle. Zunächst Tierknochen. Soweit untersucht, überwiegt das Schwein, anscheinend das zahme; interessant ist, daß auch zerschlagene Pferdeknochen vorkommen, also das Pferd auch als Nahrung gedient hat; merkwürdig wenig Wild, darunter der Kiefer eines Hasen; Geflügel und Fische fehlten; dagegen fanden sich verkohlte Getreide- und Hirsekörner in Masse, auch Haselnüsse. An Geräten sind geborgen mehrere Spindelsteine der bekannten wendischen Art, ein halbes Hufeisen, ein rundes Stück Silberblech von der Form einer Münze, ein Anhänger aus Bronzeblech, 5 cm lang, welches wir



darstellt, wie es aus Silber von Neu-Nieköhr bekannt ist (VAM 69, 15), und ein eigentümliches Gerät aus Hirschgeweih, mit drei scharf abschneidenden Öffnungen, das als Griff oder Fassung gedient haben muß; fast ganz gleiche Stücke dieser

nicht recht deutbaren Form sind in gleichstufigen Schichten bei Fergiz (Uckermark), Alt-Ruppin und in Böhmen gefunden. Außerdem einige unkenntliche Bronze- und Eisenstücke. Die Hauptmasse sind natürlich Scherben; ihr Charakter ist äußerst einheitlich: die wohl bekannten, stark gebrannten rauhwandigen Stücke mit stark profiliertem, ausbiegendem Rand und überwiegender Kehlstreifenverzierung später Wendenzeit.

Die Quehiner Insel ist zweifellos die Stätte des in der berühmten Urkunde von 1170, in welcher Kaiser Friedrich I. das Bistum Schwerin bestätigte, als Hauptort einer terra genannte castrum Cutin, die auch später noch in Urkunden als „Burgwall“ erscheint. Zu einer deutschen Burg, wie es mit der ähnlich gelegenen Schweriner Burginsel geschehen ist, ist die Stelle nicht ausgebaut; Mittelalterliches fand sich verschwindend wenig (eine Scherbe, ein silberner Ring, ein kleiner eiserner Cöffel). Eine Burg hat aber Herr Moldenhauer auf dem festen Lande gegenüber dem Burgwall, in einer Weggabelung, nachweisen können, Fundament aus starken Granitsteinen und mittelalterlichen Backsteinen, die seit langem von den Bauern ausgebrochen und benutzt sind; mittelalterliche Scherben habe ich selbst dort noch gefunden. Eine lange Dauer kann diese Burg nicht gehabt haben. Denn schon um 1225 erscheint das günstiger gelegene Plau als Hauptstadt des Landes, und die Quehiner Burgen versinken allmählich in Vergessenheit.

Die größte Ähnlichkeit mit der Quehiner Inselburg hat der Burgwall von **Dipperow** bei Röbel, eine flache Insel, rundlich von etwa 75 m Durchmesser, in



dem südlichen Ausläufer der Müritz 600 m vom Lande. Er ist als „Burgwall“ allgemein bekannt, soll noch 1813 als Fliehburg benutzt sein, und man droht leckeren Kindern, „du mußt noch acht Tage auf den Burgwall“. Um hinüber zu kommen, habe man eine Brücke von Pferdeschädeln hergestellt. Früher lag die Stelle in Gartenkultur, noch in neuerer Zeit ist sie von dem Pächter, Herrn von Schulze-Bülow auf Solzow, zurecht gemacht und mit einem Pavillon versehen, der aber den Wirren der jüngsten Vergangenheit zum Opfer gefallen ist; zurzeit liegt die Insel wüst. Als wendische Burgstätte ist sie bereits 1854 erkannt (s. Lisch, Jahrb. 19 S. 335 und 403); eine Untersuchung konnte ich, dank der freundlichen Erlaubnis des Herrn v. Schulze-Bülow, mit dessen Unterstützung am 18. und 19. Juni d. J. vornehmen<sup>4)</sup>.

Die Insel besteht aus schwarzem Wiesenboden, der ganz mit Kohle und andern Kulturresten durchsetzt ist. Wälle sind nicht mehr erkennbar. Aufgedeckt wurde eine Herdstelle von  $4 \times 2,5$  m, gepflastert mit zurecht geschlagenen, jetzt durch das Feuer mürbe gewordenen Steinen. Auf ihr lagen zahlreiche Tierknochen, Scherben, ein Schleifstein und ein Kamm. Auf der Insel, besonders an den Rändern, gesammelt sind außer Scherben ein rundlicher Neßsenker aus Ton, ein Spindelstein der bekannten wendischen Form mit scharfer Längskante



(VAM 69, 13), ein eisernes Messer, ein zweiter, kleinerer Schleifstein aus Schiefer und ein Pfriemen aus Hirschhorn. Der Kamm hat nicht die sonst aus wendischen Fundstellen bekannte schmale längliche Form VAM 69, 12, sondern ist breit und hat kleine Zähne, eine den Wenden nicht fremde Form, die z. B. auf dem Schloßberg bei Feldberg gefunden ist. Die Scherben sind, wie in Quehlin, sehr einheitlicher Art, typisch spätwendisch, überwiegend mit Horizontalfurchen.

Auch dieser Burgwall, dessen Namen man mit Ebernburg übersetzen kann, ist eine alte Landeshauptstadt und wird schon 1171 genannt, hat aber ebenfalls seine Bedeutung früh an die günstiger gelegenen Orte Wredenhagen und Röbel abtreten müssen. Dem Burgwall gegenüber, in sandigem, leicht erhöhten Boden am Müritzsee sind wiederholt Skelette gefunden, sehr wahrscheinlich das Grabfeld der alten Erbauer des Burgwalls. Bei den andern hier besprochenen Burgwällen haben wir die Grabfelder bisher vergebens gesucht.

Es sind also recht verschiedene Typen von „Burgwällen“, die in den besprochenen Stellen zusammenkommen und deren Verhältnis wir zu untersuchen haben. Der Gegensatz der auf freien Höhen gelegenen großen, geschichtlich unbeglaubigten Burgen mit oblonger und an das Gelände angepasster Umwallung vom Typ Basebow—Kl.-Luckow und der in schwer zugänglichem Seegebiet gelegenen kleinen runden, deren Namen und Bedeutung wir aus den Geschichtsquellen kennen, vom Typ Quehlin—Dipperow ist der denkbar größte. Aber es lassen sich Zwischenformen finden, aus denen man einen Entwicklungsgang konstruieren könnte. Wendische Rundwälle etwas größerer Abmessung als die beiden Inselburgen haben wir, zum Teil wohl erhalten, auch auf natürlichen festen Inseln (Krakow, Teterow, Waren Feisnecksee), und gar mancher Wall ist erst in jüngerer Zeit landfest geworden („Dobin“-Flessenow, Bölkow, Mölln), die

<sup>4)</sup> Teil nahmen ferner die Herren Droßt Dr. Lübcke, Röbel, Pastor Siegfried und Schulze Kugel, Dipperow.



Masse der nicht direkt im See, aber in feuchtem Gelände angelegten (Typ Mecklenburg) bedarf keiner Aufzählung. Überall sind sie wendisch und scheint die Rundform die Normalform. Die Verbindung zu den länglichen Höhenburgen können dann die hochgelegenen Rundburgen (Sagel, Dargun, Fresendorf, Ließen, Schulenberg) darstellen. Sie alle sind ebenfalls zweifelsfrei wendisch. Es ist neuerdings ausgesprochen, daß die „Niederungsburgen“ erst eine junge Entwicklung vom Ende der Wendenzeit darstellen, wo die wachsende Einengung durch die Eroberungskämpfe zum Auffuchen versteckter Stellen nötigte. Man vergißt dabei die klassische Stelle in der Reisebeschreibung Ibrahims (Jahrb. 45, 7), die ich darum ganz hierherseze: „Wiligrad ist in einem Süßwassersee erbaut, sowie die meisten Burgen der Slawen. Wenn sie nämlich eine Burg gründen wollen, so suchen sie ein Weideland, welches an Wasser und Rohrsümpfen reich ist, und stecken dort einen runden oder viereckigen Platz ab, je nach der Gestalt und dem Umfange, den sie der Burg geben wollen. Dann ziehen sie darum einen Graben und häufen die ausgehobene Erde aus . . .“ Das sagt klarlich, daß schon damals (973 oder 965) die Niederungsburg die Normalform wendischer Burganlagen in Mecklenburg (denn nur auf die westlichsten Slawen bezieht sich dieser Teil der Schilderung) war. Der im vorigen Jahre hier S. 29 angedeutete Entwicklungsgang, nach dem die alte Annahme von Friedrich Lisch, die länglichen Höhenburgen seien germanisch, zu recht bestehe, daß die Wenden diese längst verlassenen Burgen zum Teil übernommen haben und dann auch ihrerseits Burgen auf festem hohen Boden angelegt haben, später aber in die Niederungen hinabgestiegen sind, wie es bei ihrem Wirtschaftsbetriebe natürlich war, hat durch die neuen Beobachtungen, denen wir bald weitere hinzufügen zu können hoffen, an Wahrscheinlichkeit nur gewonnen. An der Spitze steht als älteste sicherst belegte der Wargentiner Berg.



## Die mecklenburgische Dorfkirche.

Don Arthur M. Baalk, Hamburg.

Wie das Niederdeutsche Bauernhaus (das alte! wohlverstanden) das schönste Bauernhaus der Welt bedeutet, so sind von allen dörflichen Bauten, die dem Höheren im Menschensein Schutz und Gestaltung geben wollen, die Kirchen Niederdeutschlands die mächtigsten und edelsten. Auf alle Fälle in Europa.

Man achte auf die Größe der Anlage, ihre reine Form, man achte auf die mächtigen Verhältnisse und auf den klaren, edeln Ausdruck. Geborgenheit und Größe sind in eins verklungen. Das satte Rot der Farbe gießt seine milde Leuchtkraft in die dunstige Ebene Niederdeutschlands.

Hans Much.

### Vorbemerkung und Literaturnachweis.

In bezug auf alle Einzelheiten der Geschichte, des Aufbaues und der Ausstattung der mecklenburgischen Dorfkirchen hat man sich an Friedrich Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Schwerin 1898—1902, 5 Bände, zu halten. Im Bestande der ländlichen Denkmäler sind Veränderungen seit dem Erscheinen des Werkes nicht allzu häufig vorgekommen: einige wenige Neubauten sind an die Stelle von alten Kirchen getreten; größere Lücken mögen nur im Bestande der Glocken in Folge der Ablieferung zu Kriegszwecken entstanden sein. Als Nachschlagewerk mit kurzgefaßtem Text ist auch G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler,



Bd. II, Berlin 1922, zu benutzen. Eine geschichtliche Untersuchung bietet Heinrich Reifferscheid, *Der Kirchenbau in Mecklenburg und Neuvoorpommern zur Zeit der deutschen Kolonisation*, Greifswald 1910, Pommersche Jahrbücher, 2. Ergänzungsband.

#### Zur weiteren Literatur:

Dammann, *Die deutsche Dorfkirche*, 1910. Mielke, *Unsere Dorfkirche*, 1913. Rebensburg, *Das schöne deutsche Dorf, Süddeutschland*, 1913. Wolf, *Das norddeutsche Dorf*, 1923. v. Beckerath, *Das niederdeutsche Dorf*, 1921. H. Much, *Die niederdeutsche Dorfkirche* (Hbg. Fremdenblatt), 1921. Spieß, *Die deutsche Dorfkirche* (Westermanns Monatshefte), 1908. Corell, *Malerische Kirchenanlagen mit besonderer Berücksichtigung deutscher Landkirchen*, 30 Tafeln und 5 Seiten Text, 1908. *Geschichtlich: Haupt, Die Diözesankirchen*, 1884. Burgheim, *Der Kirchenbau des 18. Jahrhunderts im Nordelbischen*, 1915. *Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart*, herausg. von der Vereinigung Berliner Architekten, Berlin 1893 (herausg. von Frisch). *Befestigte Kirchen: Bergner, Befestigte Kirchen: a) Ztschr. f. chr. Kunst XIV, 206, 225; b) Hdb. d. bürgerl. Kunstaltertümer I. Bd. S. 136 f. Jähns, Geschichte des Kriegswesens S. 1107 ff. Dr. Köhnen-Dechta, Kirchenfestungen in Oldenburg, „Niederachsen“ 1920, Nr. 23. E. Sigerus, Burgen und Kirchenkastelle im siebenbürg. Sachsenlande, 1919 (30 Tafeln, 10 Seiten Text). F. Fakler, *Die Kirchenburgen der Siebenbürger Sachsen, „März“*, 1908, III. S. 121/31. A. Phelps, *Die hölzernen Wehrgänge an den sächs. Kirchenkastellen in Siebenbürgen, Ztschr. f. Gesch. d. Architektur*, 1909, II. p. 168/70. *Einzelne Landschaften: Sachsen, Gruner, Die Dorfkirche im Königr. S., 1914. C. Gurlitt, in Sächs. Volksk. S. 363—381. Württemberg, Gradmann, Dorfkirchen in W., 1911. Braunschweig, Pfeifer, Mittelalt. Dorfk. im Hzt. Braunsch., (Ztschr. f. Bauwesen, 1882, S. 242, 386. Hannover, Beneke, *Die ältesten Kirchen des Landkreises Harburg, „Niederf.“* 1907, 23. Vierlande, Thöner, *Die Vierländer Kirchen, „Niederachsen“*, 1920, Nr. 24. *Altes Land, Förster, Altländer Fahrten* (S. 31—55), ohne Jahr (1922?). Friesland, Allmers, *Marischenbuch* (S. 116—119). Edo Meiners, *Die Kirchen des Stadinger und Butjadinger Landes d. Großh. Oldenbg., 1870. In Vorbereitung beim Friesenverlag: Fries. Kirchen. Mark, Adler, Mittelalt. Backsteinbauwerke d. Preuß. Staates*, 1862, Bd. I, Altmark, S. 43/44, 92. Büttner, *Die märkische Dorfkirche*, 1906. Vogts, *Die Landkirchen d. Negelandes*, 1914, „Denkmalspflege“ S. 34/36, 45. Schlesien, F. Mielert, *Von alten schles. Dorfkirchen, „Der Pionier“* V. S. 68/70, 82/84, 89/91. Mielert, *Oberschles. Holzkirchen, „Der Pionier“* VI. S. 41/46.**

Die vorliegende Arbeit versucht eine allgemeine Darstellung über die Erscheinung der mecklenburgischen Dorfkirche zu bringen.

Mecklenburg ist freilich keine natürliche Einheit, seine Grenzen sind vielmehr durch seine Geschichte bestimmt worden. So greift denn auch die Bauart der Dorfkirchen anliegender Gebiete über die Landesgrenze hinüber, so die von Lauenburg, wo der Rakeburger Dombau einen künstlerischen Mittel- und Ausstrahlungspunkt bildete. Andererseits breitet sich eine in Mecklenburg vorherrschende Bauform von hier weiter nach dem Osten hin, über die Recknitz-Trebelniederung nach Vorpommern aus. Solche Durchdringungen über die Grenzen hinweg liegen jedoch nicht vor im Nordwesten nach dem holsteinischen Wagrien hinüber, wo sich die geschlossene Gruppe der Diözesankirchen findet, und auch nicht im Südosten nach Mecklenburg-Strelitz hin, dessen Kirchen dem brandenburgischen Typus zuzurechnen sind.

In die wissenschaftliche Betrachtung der Dorfkirchen spielen sehr leicht Gemütsmomente hinein. Das Bauwerk steht auf dem Lande eben nicht so gesondert, es ist vielmehr eng mit der umgebenden Landschaft verwachsen.

Um zu einer kunstgeschichtlich gerechten Würdigung zu gelangen, ist es jedoch nötig, sich allein an die baulichen Werte der Kirchen zu halten.



Man erkennt ohne Zwang zwei Arten von Dorfkirchen: die unbedeutende, architektonisch schlichte und die große, stattliche Kirche. Die kleine Kirche ist auch von einer Schönheit erfüllt oder umgeben, die empfängliche Gemüter zweifellos entzündet. Sie ist stimmungsvoll, idyllisch, romantisch, malerisch. Im andern Falle aber gesellt sich zu all dem noch eins hinzu: das Künstlerische, das sich in Norddeutschland meistens mit einem Streben nach Wucht und Größe vereint. Und eben das Künstlerische hebt den Bau zu größerer Wirkung, adelt ihn und — ehrt die Erbauer.

Einen Dom erwartet niemand auf dem Lande. Ist die „Kunst“ auch ein wenig derb geraten — wer wollte daran Anstoß nehmen und gar verächtlich oder mitleidig von Mißlungenem sprechen?



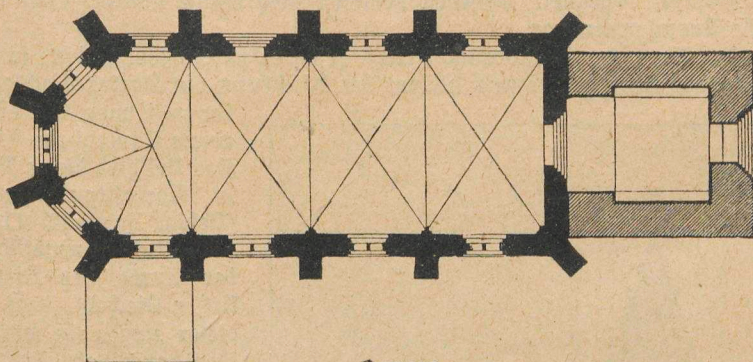
Zurow.

Heinrich Rebensburg sagt, daß bei Dorfkirchen kaum anders als anzierenden Zutaten sich „Kunstgeschichte“ spüren lasse. Ich halte das für zu weit gegriffen. Es gibt nicht selten Dorfkirchen, die in ihrer Architektur so „stilgemäß“ sind, daß man sie ohne weiteres als Baudenkmäler einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Stils und dessen Kunstwillen ansprechen könnte, wie das Joseph Neuwirth auch tut (Borrmann und Neuwirth, Gesch. d. Baukunst, Bd. II S. 328), wo er fünf mecklenburgische Dorfkirchen als Beispiele für Zweischiffigkeit im gotischen Kirchenbau anführt.

Bei der Betrachtung von Dorfkirchen scheiden die Klosterkirchen aus, so z. B. die große Kirche der Antoniter in Tempzin. Ein solch stattlicher Bau ist das Werk eines begüterten Ordens, nicht aber das einer Dorfgemeinde.



Das Wesen einer Dorfkirche ist Schlichtheit. Darum ist ihr Grundriß möglichst einfach. Das Rechteck ist die geläufigste Form. Der Chorschluß ist entweder einfach glatt oder aus drei Seiten des Achtecks konstruiert. Die Form mit fünf Seiten aus dem Zwölfeck kommt selten vor (Sülstorf, Babelin, Trebbow und Kuppentin). Der Chor von Jabel war bei der als Ruine erhaltenen früheren



Zurow.

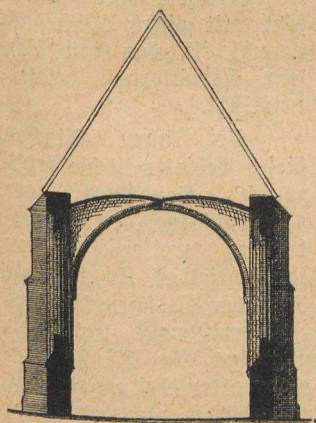
Kirche innen aus dem Achteck, außen aus dem Sechseck gebildet. Bei der Kirche zu Kraack ist der Chor als schiefe Ellipse gebaut.

Die eckige Chorform ist bewegter, interessanter als der platte Abschluß. Wenn Strebepfeiler die Ecken bewehren, so erinnert sie ein wenig an die male-ri-sche, großartige Chorgestaltung der Dome, wo sich der Kapellenkranz findet.

Neben der Grundrißform mit ein bis drei Schiffen kommen unter den alten mecklenburgischen Dorfkirchen noch zwei ganz seltene vor.

In Dietlütbe bei Gadebusch ist die romanische Kirche auf der Grundlage eines griechischen Kreuzes mit vier gleich langen Armen angelegt. Den gleichen Grundriß zeigt nach Dehio, Handbuch II, die Kirche zu Rehme bei Minden.

Höchst merkwürdig ist der Bau von Ludorf bei Röbel. Er ist ein frühgotisches Oktogon. Schlie schreibt: „Daß die Oktogonalbauten häufiger in Italien als in Deutschland gefunden werden, ist bekannt. Unbekannt aber bleibt, welchen Anlaß es gab, um in dem kleinen Dorfe Ludorf an der Müritz Gebrauch davon zu machen. Die nächsten Analogien zu dem Oktogonalbau in Ludorf bieten wohl die romanischen Zentralbauten in Franken.“



Zurow.

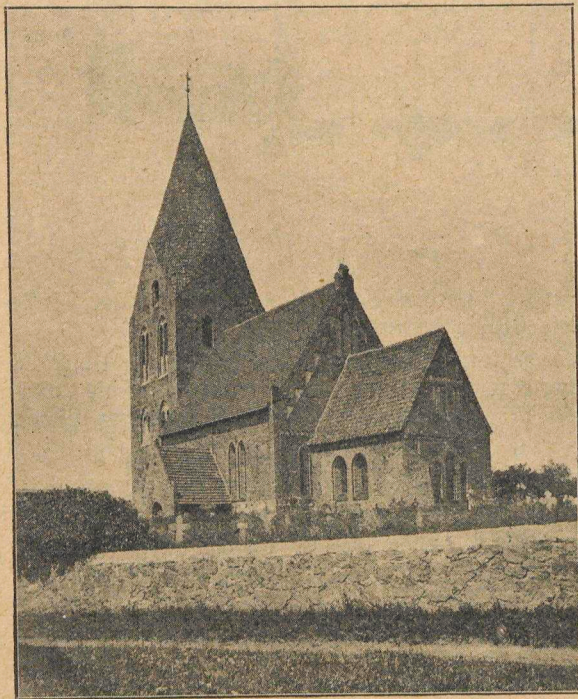
Es liegt nahe, die Zahl der etwa 450 Dorfkirchen in Mecklenburg-Schwerin in Gruppen zu sondern.

I. Eine geschlossene Gruppe findet sich im Küstenstreifen von der Trave-mündung bis zur Warnow. Etwa ein Duzend Kirchen zeigen hier alle annähernd die gleiche Erscheinung, alle haben den mächtigen Turm mit dem hohen achteckigen



Helm und den Schildgiebeln, wobei der Turm von Kirchdorf auf Poel das Vorbild gewesen sein mag <sup>1)</sup>. (Ausnahmsweise findet sich diese Turmform auch in Levin, also nahe der pommerschen Grenze. Parkentin und Lichtenhagen verändern die Turmanlage insofern, als sie den Turm in das Langhaus einbeziehen, beim ersteren völlig, beim zweiten zum Teil — eine Bauart, die an norddeutschen Kirchen häufiger begegnet. Daneben kommen noch einige andere, nicht minder kraftvolle Turmformen vor.

So der Turm der Kalkhorster Kirche, dem der zu Gressow gleicht; so ferner Lübow, Zurow, Hornstorf; etwas kleiner der Kirchturm des Dorfes Mecklenburg,



Alt-Gaarz.

der mit vier Giebeln und einem Rautenhelm das einzige Beispiel dieser Dachart in Nordostdeutschland ist (Dehio, Handbuch II).

Nicht ausgeführt ist der Turm der Kirche zu Hohen-Diecheln, doch wirkt dieser ungemein vornehme Bau auch ohnedem. In der Klarheit seiner wahrhaft edlen Verhältnisse übertrifft er wohl gar alle übrigen Dorfkirchen des Landes.

Ihren Turmhelm verloren hat die Kirche zu Hohenkirchen, deren Turm jetzt mit einem Walmdach gedeckt ist, das den Bau sehr charaktervoll erscheinen läßt.

Bei allen Kirchen dieses Gebietes ist die großzügige Landschaft der Grundmoräne, der die Bebauung weiter Flächen mit derselben Frucht, wie dies der Großgrundbetrieb

mit sich bringt, recht eigentlich entspricht, eine ausdrucksvolle Folie zu den Bauten. Eine besonders eigenartige Umgebung hat die Kirche von Kirchdorf auf Poel, da sie sich innerhalb der Wälle einer alten Festungsanlage erhebt. Das nahe Wasser und die silbergraue Patina erhöhen noch den Reiz, gleichwie in Alt-Gaarz.

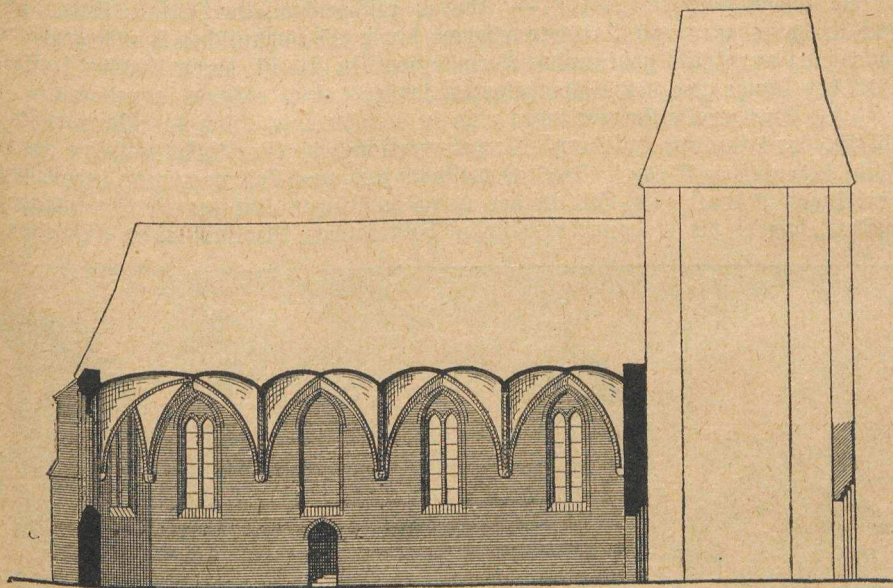
Die Backsteinfärbung — denn bis auf einige wenige sind alle diese Bauten aus Backstein errichtet — tritt überall glänzend in die Erscheinung.

In diesem Gebiete des Siegelbaues und so nahe den berühmten, reichgeschmückten Giebeln der Wismarschen Kirchen, ist es natürlich, daß auch an den großen ländlichen Bauten der Siegel als Schmuck verwendet wurde. In der Tat

<sup>1)</sup> Poel, Neuburg, Beidendorf, Proseken, Flecken Klütz, Diedrichshagen, Alt-Gaarz, Alt-Bukow, Dreweskirchen und Steffenshagen (mit neuem Turm).

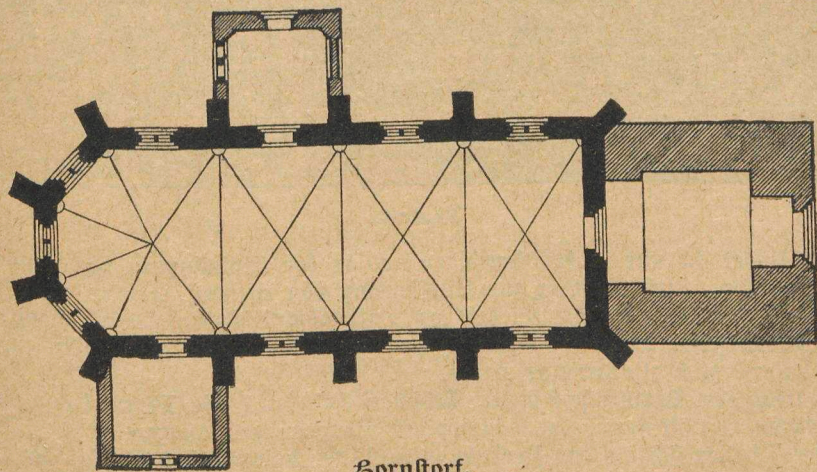


zeigen vier Dorfkirchen in nächster Nähe Wismars den Einfluß von dessen Kirchenbauten des 15. Jahrhunderts: Hornstorf mit seiner Ziegelrosette und dem Vierpaßfries, Proseken und Diedrichshagen mit dem Rosetten- und Blendenschmuck



Hornstorf.

am Turme, Zurow mit dem reichen Schmuck glasierter Formsteine, auch Dambeck mit seinem schönen Fries. — Durch diese eigenste Zier des Backsteinbaues zeichnet



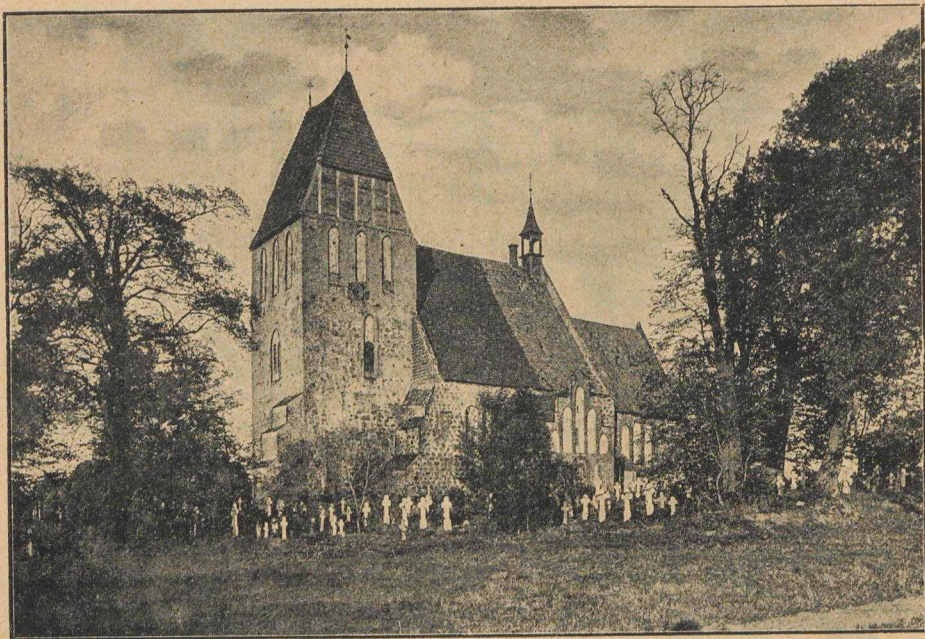
Hornstorf.

sich noch eine andere Kirche des Küstengebietes aus: Steffenshagen. An den drei Außenseiten des Chors ist bis zur Dachhöhe jeder vierten Steinschicht ein Band von Platten vorglendet — im ganzen 10 Bänder — (mehrere Abbildungen s.



Schlie, Bd. 3 S. 524 f., auch Mecklenburg 1909 S. 62), die in Flachrelief verschiedene Tier- und Pflanzenbildungen enthalten. Dazu an der Tür des Chors ein Kapitellband von den Bildern der zwölf Apostel, vorspringende Lilien und einfach schwarzglasierte Steine. — Ähnlich reichgeschmückte Portale finden sich auch in Reinshagen und Wattmannshagen, sowie ein romanischer Rundbogenfries „aus ganz vorzüglich gebrannten Formsteinen“ in Dielst, deren Kirchen freilich nicht der Baugruppe des Küstengebietes, sondern einer anderen angehören.

II. Eine zweite Gruppe kann man in dem Gebiete östlich der Warnow und nördlich der Bahnlinie Goldberg—Waren unterscheiden. Hier findet sich eine ganze Reihe bedeutender Kirchen. Sie sind meistens aus zum Teil vorzüglich behauenen Findlingen erbaut, zum Teil in der charakteristischen Art des Feldsteinmauerwerkes, wie es die eingangs erwähnten holsteinischen Dizelinskirchen aufweisen.



Recknitz.

Ziegel findet sich nur in den Gewölben und in den Einfassungen von Fenstern und Portalen. Auch dient er zur Ausführung von Blendern, Friesen und ähnlichen Ziernotiven, die die Giebel des platt abschließenden Chors schmücken. Nach Reifferscheid war diese Ostwand die eigentliche Schaufseite der Kirchen, da diese ursprünglich alle turmlos waren.

Neunzehn Dorfkirchen dieses Gebietes sind durch die Verwendung einer besonderen Gewölbeform, der achtrippigen Hängekuppel, ausgezeichnet. „Diese [Kirchen] stellen sich als das Produkt einer Massenkolonisation dar, die vermutlich mit einzelnen Vorläufern beginnend und in gewissen Etappen verlaufend, das Gebiet der ehemaligen wendischen Fürstentümer Rostock und Werle überflutet hat und darüber hinaus mit einigen Ausläufern auch auf das ehemalige Fürstentum Rügen übergreift.“ (Reifferscheid.)



Hatte also die Gruppe des Küstengebietes ihr einheitliches Kennzeichen im Turmbau, so haben bei dieser Gruppe Langhaus und Chor die gleiche oder ähnliche Erscheinung, während die Turmformen mannigfaltig wechseln zwischen Satteldächern, Walmen, Rautenhelmen, Mansardendach (Bellin) u. a. <sup>2)</sup>

An künstlerischer Gestaltung des Äußern stehen einige der großen Kirchen dieses Gebietes — bei weitem nicht alle — denen der ersten Gruppe etwas nach; sie wirken vielfach mehr durch die Wucht ihrer Masse, als durch eigentlich künstlerisch geklärte Durchbildung, durch feinere architektonische Gliederung. Eindrucksvoll sind sie aber auf jeden Fall. Auch alle diese Kirchen werden in ihrer Wirkung durch die Lage in der Landschaft noch sehr verstärkt, und bei mancher erinnert man sich der Worte aus Storms *Aquis submersus*: „So steht die Kirche wohl am rechten Ort; auch ohne den Pastor wird hier vernehmlich Gottes Wort gepredigt.“

Die Kirchen der beiden erwähnten Gebiete sind prächtige Denkmäler mecklenburgischer mittelalterlicher dörflicher Architektur, und in der Tat bilden sie — wie Hilde von Beckerath sagt — einen seltsamen Gegensatz zu der weit weniger eigenen Gestaltung des mecklenburgischen Bauernhauses, dem die Bauernhäuser anderer Landschaften bedeutend überlegen sind <sup>3)</sup>.

Natürlich finden sich in dem zweiten Gebiete auch zahlreiche kleine und dürftige Bauten, doch dürfen uns die nicht stören, wenn wir den Versuch einer Gruppierung machen.

III. Fast ausschließlich finden sich solche unbedeutenden Dorfkirchen in dem Gebiet südlich der Bahnlinie Goldberg—Waren, im Bezirk von Penzlin und in der Heide, dem südwestlichen Teile Mecklenburgs. Das Land ist hier am wenigsten ertragreich, und doch wurden hier, besonders im Sprengel der Bischöfe von Havel-



Bliestow.

<sup>2)</sup> Als tüchtige Beispiele seien die Kirchen in Kavelstorf, Hohen-Sprengz, Bernitt, Sanitz genannt.

<sup>3)</sup> In den mecklenburgischen Elbdörfern und auf dem Fischlande finden sich noch manche künstlerisch wertvolle Bauernhäuser, im übrigen freilich interessieren unsere alten mecklenburgischen Bauernhäuser mehr für die Volkskunde als für die Volkskunst.



berg, besonders viele Kirchen errichtet, so daß sie begreiflicherweise denen des Nordens und Ostens an baulichem Werte weit nachstehen.

Die frühesten mecklenburgischen Kirchenbauten sind in ihrer Entstehung natürlich eng mit dem Verlauf der Kolonisation verknüpft, die im Lande Gadebusch begann und hier (neben den Kirchen von Gadebusch und Rehna) die Dorfkirche zu Dietlütbe entstehen ließ (s. S. 21). Die im Lande Wittenburg errichtete Kirche zu Dellahn hat noch 1882 einem Neubau weichen müssen. Im Fürstentum Mecklenburg sind Lübow und Neuburg zu nennen.

Von Gadebusch aus wurde seit 1210 auch die Besiedlung Ostmecklenburgs betrieben, wo als Erstlingsbauten die romanischen Kirchen zu Benthen, Korchow und Dambeck und die nicht mehr romanischen Bauten von Behren-Lübchin, Kölzow, Levin u. a. entstanden. Den Übergangsstil stellt dann jene Baugruppe mit den achtriippigen Hängekuppeln nach westfälischem Muster (Kavelstorf u. a.) dar (für diesen Abschnitt Reifferscheid; K. Schmalz, Begründung und Entwicklung der kirchlichen Organisation Mecklenburgs, Mecklb. Jahrb. 72 S. 85; 73 S. 31).

Auch im übrigen Lande werden Dorfkirchen im Übergangsstil erbaut, der sich allmählich zur Gotik abwandelt, die die Fenster- und Gewölbeform umbildet und den eckigen Chorschluß ermöglicht. Unter der großen Zahl dieser, nicht in die besonders besprochenen Gruppen gehörigen Bauten befinden sich noch eine Reihe recht tüchtiger Werke, wie die Kirchen zu Reinsbagen, Mestlin und andere. In größeren Dörfern entstehen jetzt selbst dreischiffige Kirchen, von denen die zu Hohen-Diehseln jedenfalls die eigenartigste Erscheinung ist. Hier werden die Gewölbe von Backstein und Pfeilern gestützt, die in abwechselnd rot- und grün-glasierten Schichten aufgeführt sind und an Stelle der Kapitelle gemauerte Musterturme auf verputztem Grunde haben.

Die nachgotischen Epochen haben sich mehr in der Ausstattung der vorhandenen Dorfkirchen als mit bedeutenden Neubauten betätigt. Hervorragende Stücke solcher Ausstattung sind einiges Gestühl mit Intarsien zu Kalkhorst, das prächtige Sandsteintaufaß zu Roggendorf, die Fünfte zu Woosten, der marmorne Altar zu Basedow und der ähnlich reiche, aber holzgeschnitzte zu Bristow. — Die Kirche von Bristow ist wohl der einzige große Renaissancebau unter den mecklenburgischen Dorfkirchen (1597).

Auch aus dem Barock stammt nur eine stattliche Dorfkirche in Mecklenburg-Schwerin, die zu Warlitz (1765); allerdings ein vortreffliches Beispiel für den hochstehenden ländlichen Kirchenbau jener Epoche (s. darüber Dammann S. 51/53).

Daneben einige Turmhelme, wie der zu Schlön, und wiederum zahlreiche Innenausstattungen, von denen vor allen die zu Alt-Gaarz den Kirchenraum außerordentlich malerisch erscheinen läßt.

Klassifizierende Formen finden sich an der Kirche zu Röckwitz (1774) und Neßeband.

Eine neue Belebung des Dorfkirchenbaues tritt ein während der Regierung Friedrich Franz II. (1842—1883). Es wird berichtet, daß zu der Zeit 83 Kirchen neu erbaut und 113 einem völligen Umbau unterzogen wurden. Man muß den frommen und werktätigen Sinn des Großherzogs ehren; jene Kirchen aber sind eben doch nur Zeugnisse einer irregegangenen Baukunst, sie gehören zu der großen Zahl der „aftergotischen Kirchenbauten“, wie Bürkner sie nennt.

Daß eine so stolze Entwicklung mit einem solchen Abschluß endete, ist bedauerlich. Jene prächtigen Denkmäler früherer Jahrhunderte jedoch, die immer-



hin mehr als ein Siebentel der mecklenburgischen Dorfkirchen ausmachen, verdienen darum nur um so mehr Bewunderung und Liebe, und zwar eine Bewunderung und Liebe, die sich schützend und tatkräftig der Bauten annimmt, wenn Gefahr ihnen drohen sollte.

## Schanze bei Parchim.

Don Karl Augustin, Granzin (Amt Lütz).

**B**ahrgang 15 dieser Zeitschrift S. 16—19 ist die Wallenstein-Schanze bei Parchim beschrieben und in einem Plan dargestellt worden<sup>1)</sup>. Hierbei wurde eine zweite Schanze zwischen der Schweriner Chaussee und der Möderitzer Landstraße erwähnt und zugleich mitgeteilt, daß dies Befestigungswerk nicht mehr aufzufinden sei. Auch weitere Nachsuchungen sind erfolglos geblieben; dafür fand sich aber im Wüsten Feld eine andere Schanzenanlage, welche mutmaßlich mit der Wallenstein-Schanze und der vorhin erwähnten zweiten zu einem Befestigungssystem gehört.

Diese neu aufgefundenen Schanze liegt nördlich der Kreuzung der Karower Bahnstrecke und der Schweriner Chaussee auf der höchsten Erhebung der bis vor kurzem mit Tannen bestandenen Höhe 60, von der Chaussee gegen 150 m, von der Bahnstrecke fast 300 m entfernt. Nach diesen Angaben wird man die Schanze leicht in die a. a. O. gegebene Übersichtskarte eintragen können.

Die Schanze ist aus dem leichten Sande erbaut, welcher den Boden der dortigen Gegend ausmacht. Demgemäß ist das Werk bereits stark abgetragen, so daß es dem flüchtigen Beschauer kaum auffällt. Die Schanze hat ähnliche Form wie die Wallenstein-Schanze und nahezu gleiche Ausmaße, so daß für die genauere Beschreibung hier auf den genannten Aufsatz und Plan verwiesen werden kann. Zur genaueren Lagebezeichnung mag noch gesagt werden, daß eine Längsseite der Schanze mit der Schweriner Chaussee ziemlich gleichläuft.

Über die Geschichte dieser Schanze läßt sich bisher ebensowenig etwas sagen, wie über die der Wallenstein-Schanze. Boesch sagt zwar in seiner Arbeit: „Parchim vor 200 Jahren“ [1882] S. 1: „Wallenstein baute Schanzen, die noch seinen Namen tragen,“ doch hat er scheinbar für diese Nachricht keine andere Quelle als den Namen Wallenstein-Schanze selbst. Doch ist erfahrungsgemäß auf solche Schlüsse wenig Wert zu legen, bezeichnet doch der Volksmund sogar wendische Burgwälle als „Schwedenschanzen“.

Es ist anzunehmen, daß die im Wüsten Felde bis jetzt bekannten drei Schanzen einem einheitlichen Befestigungssystem angehörten. Seine Aufgabe mag vorläufig dahin gestellt bleiben. Von Parchim aus vorgeschobene Posten waren es schwerlich, weil — worauf ich aufmerksam gemacht wurde — nahe der Wallenstein-Schanze stadtfertig sich ein scharf eingeschnittenes Tal zum Wocker-See hinabzieht, welches eine von der Stadt ausgesandte Besatzung in ihrer Verbindung mit derselben hindern mußte, während es für gegen die Stadt vorgeschobene Truppen ein natürlicher Schutz gegen stadtfertige Angriffe sein konnte.

<sup>1)</sup> In dem genannten Aufsatz ist zu lesen S. 16 Z. 3: statt 20 Meter: 200 Meter.

Im Plan auf S. 18 ist die Maßlinie, welche die Entfernung der Knickpunkte zweier gegenüberliegender Seiten angibt, zu weit gezogen. Sie darf nur bis zur Kammlinie des Wallen reichen und nicht bis an den Graben. Der Text gibt die Entfernungen zutreffend.



## Mitteilungen.

**Waldschuß.** Im vorigen Jahrgang S. 39 berichteten wir kurz über das preußische Waldschußgesetz. Daselbe ist am 29. Juli 1922 veröffentlicht und in Heft 9 der Zeitschrift „Naturschutz“ 1922 abgedruckt. Wir bedauern, nicht den Raum zu haben, die auch für unsere Verhältnisse bedeutungsvollen Bestimmungen hier wiedergeben zu können.

**Ein versteinertes Mammutzahn.** Der Inspektor eines Gutes geht im Frühling 1921 über den etwa 10 cm tiefer als sonst gepflügten Rübenacker. Da er Sammler ist, achtet er auf das, was zu seinen Füßen liegt. Da erregt ein zum Teil von Erde bedeckter gelblicher, geriefelter Stein seine Aufmerksamkeit. Nach dem Reinigen stellt sich heraus, daß es sich um einen wirklichen und wohl erhaltenen *M a m m u t z a h n* handelt. Das ist ein seltener Fund. Im Schweriner Museum befinden sich, nach dem letzten über solche Funde von Professor B e l z, Archiv der Naturfreunde 51 S. 34 gegebenen Bericht, nur vier Stück. H. Wildhagen, Gnoien.

**Schildkröten** gelten im allgemeinen bei uns in Mecklenburg als sehr selten. Als 17jähriger Jüngling sah ich die erste im Garten eines Lehrers zu Hagenow, wo sie gefangen gehalten wurde. Jetzt bin ich fast 80 Jahre alt. Obwohl ich im Lande viel herumgekommen bin, ist mir eine andere nicht zu Gesicht gekommen. Nur selten las ich, daß sie beobachtet worden sei. Desto mehr muß es verwundern, daß in diesem Frühlinge (1922) hier drei Schildkröten angetroffen sind. Die erste wurde in Gottesgabe im Hofgarten gefunden. Die zweite traf der Sohn eines Ackerbürgers auf einem mit aufgelaufener Gerste bestandenem Stück Acker, etwa 100 m von einem Wasserloche entfernt, als er mit einer Maschine Dünger streute. Er erbllickte sie unmittelbar vor einem Rade, das über sie hinwegging. Wenn er geglaubt hatte, das Tier sei von der schweren Maschine zerdrückt worden, so war das durchaus nicht der Fall. Der Panzer hatte den Druck ausgehalten und war unbeschädigt. Die dritte wurde ebenfalls auf einem anderen Teile der Feldmark von einem Ackerbürger beobachtet.

Es scheint demnach, daß sie häufiger vorkommen, als man für gewöhnlich annimmt. H. Wildhagen, Gnoien.

**Wurten.** Bei Gelegenheit der Tagung des Nordwestdeutschen Altertumsverbandes in Schwerin, 4. April 1923, hielt Dr. Jacob-Friesen (Hannover) einen Vortrag über die aufgehöhten Siedlungsplätze in den Nordseemarschen, die sog. Wurten oder Warfen (Terpen). Dabei erwähnte ein Zuhörer, daß der Name Wurte auch hier zu Lande vorkommt, z. B. in Brudersdorf bei Dargun, aber nicht eine Erhöhung bedeutet, sondern ein Stück Land unweit des Gehöftes. Es liegt nun nahe, hier eine Übertragung anzunehmen, indem aus Friesland einwandernde Siedler den ihnen geläufigen Namen weiter brauchten, ohne seine Grundbedeutung zu wahren. Es ist von Interesse, noch weitere Beispiele aus Mecklenburg zu gewinnen, womöglich das Verbreitungsgebiet des Wortes festzustellen. Denn es ließen sich daraus vielleicht Schlüsse über die Heimat der deutschen Besiedler der betreffenden Gegend ziehen, die für die Geschichte unseres Landes von Bedeutung werden können. Aber sicher ist das durchaus nicht, denn der Name Wurte kommt auch außerhalb der Marschgegenden im allgemeinen für Gehöft vor; in Schiller-Lübbers Lexikon sind zahlreiche Beispiele, aber alle rein literarischer Art, nicht aus der Volkssprache. Können aus unserem Leserkreise uns Beispiele angeführt werden, besonders auch mit Angabe, wie diese „Wurten“ wirklich aussehen, ob es sich, was das Wort ursprünglich sagt, um Aufwürfe, sei es auch nur zur Einfriedigung, handelt usw.? Bz.

**Dörpriemels.** Dei Dörpriemels sünd ein Stück Volksgaud, dat nich in dat wiedere Volk bekannt is, för dat eigen Dörp oewer besonnern Reiz un Wiert heft. Klingen sei ok nich as ließe Klocken ut dei oll Germanentied, können sei ok nich von Tru un Glowen as dei Sagen: ein Stück Kultur- un Dörpgeschicht, einen eigen Charaktertog von dei Inwahners un dei engelten Familien tau ne bestimmt Tied un vör allen den'n prächtigen mäkelbörger Humor barga sei doch in sick, un dat is ok wat wiert! Dei einfachen Riemels besingen in spaßigst Wieß dat Dörp, un tworst kriggt jebes Hus ein nah dat anner sienen Lex, hier kort un derb, dor ulkig, denn wedder länger un dristig, nie oewer gemein. Von Lawen un Ruffstriecken kann selten dei Rüd' wäsen. Dei Lüd-mund süht blot anner Minschen ihr Fäblers un ritt dorooewer hier. Dat Gaude versteiht



sick as von sülwst. Dei Rieme sünd nich selten unecht. Dei Knechts odder Buerjungs von'n Dörpen weiten äben mit „Huttdann“ un „Ladie“ bäder bescheid as mit Versendresseln. Un ok dei Takt is nich regelmäsig. Doch wat von den'n enzelten Buern odder Dagelöhner seggt ward, is Wohrheit, is dat, wat an em Egenort is, wat am düllsten upföllt un von sien Nahwers awstedeet.

In dei Grief' Gegend, nich wied von dei hannövisch Scheid, liggt ein lütt Buerdörp von vier oll Buerfamilien. Dat Riemels, bie 1870 rüm mang dei Lüd kamen, heit dor:

P— is nen groten Pfahler,  
G— Dader hett dusend Daler;  
S— sitt achter dei Schün un sch—;  
B— — nimmt nen groten Schritt.

Wirklich, ein prächtig Tiet- un Kulturbild!

Doch dei Tieden lopen un dei Lüd werden oft un dei Kinner grot. Soehn ward Dadder un Dadder Großvadder, un poor teihn Johr later sitt dei junge Buer all in dei Ollbeilsniedlad', un ein anner höllt den'n Plaugsstiert wieder. Dei niegen Buern sünd oewer von anner Natur. Dei Urts- un Tiedverhältnisse sünd anners worden, un dat oll Riemels paßt nich miehr. So düker ins gauden Dags ein anner up:

P— slacht ein Kalw;  
H— kriggt dat halw,  
S— kriggt dei Poten,  
Dor sall G— sick dot nah lopen.

G— is ahn männlich Arwen stormen un H— hett sien Dochter friegt. B— — — wier blot Interimswirt. Dei rechtmäsig Familie G— hett nu den'n Toegel wedder sülwst in dei Hand nahmen. Dei oll Vers hett sick oewer in den'n Lüdmond hollen, wiel dat hei so originell is. Meistetied maket hei süß den'n niegen Plaß. Wunnern dörwt dat nich, wenn bald ne niege Uplag' kümmt, denn ok dei S— — sünd nu utstormen.

So kann man sick in jedes Dörp nah dei Riemels ümhörn. Weder bäten bekannt odder beleiw't is un dat versteiht, mit sien Landslud ümtaughn, ward bald von dei Jungkierls tau hürn kriegen, wo hei nah ut is. As Prauw' moegen noch poor enzelten Rieme anhört werden:

„S— — Luwig föhrt mit nen Kastenwagen,  
K— hett den'n griesen Äsel slagen.“  
„P. mit nen heiligen Geist  
Springt in alle Ewigkeit.  
Johannfriedrik (Ökenam!) mit den'n blagen Kragen  
Will dat ganze Dörp weggagen.“  
„S— mit dei Achterdören,  
P— — Mudder mit dei nägen Gören.“

Grötter Biller malen mit wenig Würd dei Landschaftsriemels von dei enzelten Dörper. Ein Biespill:

Lüthteen is ne Stadt,  
(Hett dull an Inwahners taunahmen. Dei ein Dörstand wull den'n Ursgiern tau ne Stadt maken.)  
Teiser is ok wat.  
(Liggt hübsch an nen See.)  
Treibs is ein Uhlenneft.  
(Früher wied bekannt wägen dei pälten Uhlenhorste in Buer Bäckmann sien Hauw'.)  
In Jabel is dei Düwel west.  
(Un hett dei Sandbüß utschüddt. Dillicht nah Reuter.)  
In Dielank giwt dat Hawergrütt.  
In Wausmer sünd dei Dierns verrückt.  
(Dillicht heit dat sowäl as „utlaten“.)  
Gewer Quast un Ramm  
Geiht dei Weg nah Abraham. (Unerklierlich.)

Korl Puls.



**Das Heimatfest zu Lübbtheen Pfingsten 1924.** Nachdem die erste heimatliche Veranstaltung in Lübbtheen am Johannitage 1923 mit großem Erfolg gekrönt war, wurde sofort beschlossen, im nächsten Jahre wieder ein Heimatfest in die Wege zu leiten, und zwar von solchem Umfang, wie es unser Land Mecklenburg bisher nicht gesehen hatte. Da der plattdeutsche Landesverband auf der Verbandsversammlung in Bülow von den Plattdeutschen zu Lübbtheen zum nächstfolgenden Verbandstag eingeladen war, und Verband und Verein sich auf Pfingsten als die Zeit der Tagung beschloßen hatten, wurde der zweite Pfingstfeiertag vom Plattdeutschen Verein für das Heimatfest reserviert.

Der Gesamtvorstand des Vereins verkannte durchaus nicht die Größe und Schwierigkeit der erdrückenden Vorarbeiten, aber mit frischem Mut der kraftstrotzenden Jugend ging man ans Werk, einzelnen Vertrauensleuten ihre besondere Arbeit im Ausschuß aufzubürden. Herr Meinert jun. übernahm das Einüben des Lustspiels „Kramer Krap“ von Bösdorf, sowie die Angelegenheiten der Presse: den Druck des 100 Seiten starken Festbuches, der drei Rundschreiben, Annahme der Festinserate, ein Opfer an Zeit, Kraft und Geld, das wohl zu würdigen wert ist. Herr Tiede und seine Tochter Ilse, die rührige Schriftführerin, sorgten in vorbildlicher Weise für alte Trachten oder fertigten neue an nach altem Muster. Über 100 Westen, 80 Beiderwandsröcke und die gleiche Anzahl von Häuben und Jacken wurden unter Zuhilfenahme mancher Nachtstunden in Kürze angefertigt. Herr Kruse, Inspektor in Jessenitz, verstand es, seine 38 Reiter zur Ordnung und Schneidigkeit zu erziehen. Herr Bülow übernahm mit Herrn Blume zusammen die Herrichtung des Festplatzes, Absperren, Errichtung einer Ehrentribüne, Schmuck der Straßen und des Gotteshauses. Die Lehrerinnen Frä. Saul und Frä. Schröder, Leiterinnen des Kinderbundes, leiteten die Kinderfestzüge und -spiele, auch keine leichte Arbeit! Die Hauptleitung lag in den Händen des ersten Vorsitzenden Karl Puls, der da einsprang, wo es geboten erschien. Ihm waren die 32 Tänzer anvertraut, er stellte die fünf Festzüge zusammen und erledigte in den frühesten Morgenstunden alle schriftlichen Arbeiten. Im ganzen sind in einer Sechswochen-Spanne fast 1200 Sachen der Post übergeben worden. Er reichte die Leute in die Ehrenposten ein: nur 782 waren mit Liebesdiensten bedacht! Er sorgte für Wagen im Festzug und zum Abholen der Gäste, 83 Bauern stellten sich in die Reihen der Heimatfreunde; und ferner erhielt er alle Verbindungen mit auswärtigen Vereinen, Heimatverbänden usw. aufrecht. Am Tage vor der Begrüßung traf der Ehrenmat Herr Professor Dr. R. Wossjido ein und versuchte nachzuseilen, wo es nötig erschien.

Ogleich die Lübbtheener Heimatfreunde von allen Seiten mit Geld und Ehrenpreisen tatkräftige Unterstützung fanden, so war es doch immer noch ein Wagnis, mit einem Risiko von über 4000 Goldmark ans Werk zu gehen. Aber der Heimatgedanke sollte in die weitesten Kreise und entlegensten Gegenden getragen werden, wozu der Verbandstag, zu dem eine ganze Reihe Organisationen und Ehrengäste ihr Kommen zugesagt hatte, die beste Gelegenheit bot. Finanzielle Bedenken mußten in den Wind geschlagen werden.

Am Abend vor Pfingsten und besonders am zweiten Feiertage trafen Mengen von Gästen ein, die alle auf grüneschmückten Pfingstkutschen mit Ehrenmädchen in Trachten und Reiterbegleitung abgeholt wurden. Am 7. Juni fand die Begrüßung als Einleitung zum Hauptakt statt. Namhafte Künstler, u. a. Herr Schmidt (Rostock), Fleischer (Hamburg), trugen vor. Die Hauptsache war jedoch der Vortrag von Herrn Wischer (Kiel): „Plattdeutsch im Nordmarkkamp“.

Die Verbandsversammlung am 1. Pfingsttage, begleitet von Frau Fricks (Schwerin) Vortrag: „Plattdütsch in dei Familie“, ausgearbeitet zu wunderbaren Feinheiten, sowie des Lehrers Wichmanns aus Friedland Rauderwelsch: „Plattdütsch un Schaul“, erledigte manche geschäftliche Arbeiten, doch erfüllte leider nicht den Wunsch so manchen Mecklenburgers: den Zusammenschluß aller Heimatverbände mit einem einzigen, großen Blatt. U. a. war auch leider der Heimatbund nicht mit Vollmacht vertreten. Der Abend brachte „Kramer Krap“ unter Herrn Meinerts Leitung zur guten Vorführung. Zu bedauern ist nur, daß kein mecklenburgisches Lustspiel gewählt wurde.

Und nun zum eigentlichen Fest. Der Festmorgen brachte in einer überfüllten Kirche den plattdeutschen Gottesdienst von Herrn Pastor Overbeck mit wunderhübschem Chorgefang der Kinderbund-Schüler. Um 1 Uhr war Antreten und Aufstellen zum Festzug. Noch heute muß man sich wundern, wie in der Zeit von einer halben Stunde 600 Mann eingereicht werden können ohne vorherige Probe. Der Zug selbst bot eine Farbenfreudigkeit einzigster Art. Voran der Weihnachts- und Pfingstzug der Kinder, der



Aust-, Hochtieds- und Spinnerzug der Plattdeutschen, die Wagen der Innungen und das Gefolge der achtzig Beamten: wahrlich, eine Reihe, wie es Mecklenburg noch nicht gesehen hatte. Leider konnten nicht alle angekündigten Gruppen zur Darstellung gebracht werden, weil die Teilnehmer ohne Ansage treulos zurückgetreten waren. Eine Menschenmenge, wie der Ort es noch nicht erlebt hatte, wälzte sich durch die Straßen. Auf dem Festplatz selber wurden von den Austers und Hochtiedslied acht altmecklenburgische Tänze aufgeführt. Die Kinder hatten ihre Lust am Aalbeizen, Tonnen schlagen, Eierlaufen und, als das Niedlichste von allem, am Tanzen. Nie werde ich das kleine Paar von Eggers, der vierjährige Knabe mit seiner dreijährigen Schwester, die den Kiekebusch tanzten, vergessen! Die Reiter wetteiferten beim Ringstechen und Tonnen schlagen.

Es hätte das Eine oder Andere besser gemacht werden können. Der Platz aber verbot manches. Seine Dimensionen waren zu gering. Der Vorwurf, die Plattdeutschen hätten durch zu viel absichtlich unwahre Reklame der Heimatsache Schaden zugefügt, hätten zu viele Kopien und nicht genügend Originaltrachten zur Schau getragen, muß ganz energisch zurückgewiesen werden. Es ist niemand unbefriedigt aus Lüthten gegangen. Die Ziele der Plattdeutschen sind: die Liebe zur Scholle zu wecken und zu pflegen durch die Muttersprache. Dazu „Lieb Heimatland“. Den Stolz auf die Eigenart zu heben durch Einführung der Volkstrachten, die Kluft zwischen den sog. Klassen zu überbrücken durch gemeinsame Heimatearbeit.

Der rührige Plattdeutsche Verein zu Lüthten hat beschlossen, sich in der nächsten Zeit auf intimste Vereinsarbeit im Dienst des mecklenburgischen Volkes einzustellen. Es ist ein weiterer Ausschuß gebildet worden, bestehend aus den Leitern der einzelnen Gruppen. Angeregt durch das Heimatfest, ist ein Leihinstitut gegründet, bestehend aus Volkstrachten verschiedenster Art des Mecklenburger Landes (etwa 30), einer Brautkrone, Vorreiter-, Braut- und Bräutigamsanzug usw. In Verbindung mit der Firma Plän (Ludwigslust) sind beim Trachtenmeister Tiebe handgewebte Warpröcke zur Schau und Kauf ausgelegt worden.

Es ist weiter Hand in Hand mit Ortsgruppen anderer Heimatsorganisationen die Einrichtung einer Spinn- und Webstube nach mecklenburgischer Aufmachung für das Winterhalbjahr vorgesehen. Das Vereinszimmer soll museumartig wie eine mecklenburgische Bauernstube umgestaltet werden. Ein Zimmer ist bereits gemietet. Herr Bülow (Lüthten) hat die Heimpflege auf dem Gebiet des Heimatbundes übernommen. Alte und modern-praktische Bauernhäuser und -höfe, Gutshäuser, selten geschnittene Bäume, eigenartige Gebäude, charakteristische Landschaftsbilder, Volkstypen, Sonderlinge usw. werden photographiert und zugleich nach genauer Prüfung zu Lichtbildern und Klischees verarbeitet, um in Zeitschriften wiedergegeben werden zu können. Im kommenden Winter wird der erste Lichtbildabend stattfinden. Als Arbeitsgrenze ist vorläufig die bisher am wenigsten erforschte Graue Gegend vorgesehen.

Die Vereinsabende sollen ebenfalls anders gestaltet werden. Die Jungmänner versuchen sich an Kern- und Schnitzarbeiten als den Anfängen alter Bauernkunst oder tragen und lesen aus guten Büchern vor. Die Mädchen sticken Haubenbänder und Schultertücher nach alten Mustern oder Vorlagen. Auf diese Weise wird die Vereinsarbeit im kleinen Kreise zum heimatischen Kulturpionierdienst, der der Nachahmung wert ist.

(Mecklb. Nachrichten.)

M. Haberlandt, Einführung in die Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. Wien, Burgverlag, 1924. Mit 12 Bildertafeln und 10 Abbildungen im Texte, 75 S. (In Deutschland vom Verlag Frei-Deutschland in Sontra i. Hess. für 1,90 M. zu beziehen). — Zu den reizvollsten Wissenschaften gehört die Volkskunde, seitdem sie aus dem Stadium des kritiklosen Sammelns heraus ist. Noch immer gewährt sie die überraschendsten Aufschlüsse über Bräuche in alter und neuer Zeit und verbreitet Licht über das Dunkel, das so manche geschichtliche und literarische Angabe bedeckt. Aus ihr erwächst Klarheit über den vielgestaltigen Begriff des Volkstums, sie hat uns in eine neue Welt des Denkens eingeführt, ohne deren Kenntnis Sage, Märchen, Volkslied, Sprichwort und so mancher Brauch unverstanden bleiben müssen.

In dieses vielverzweigte Gebiet der Volkskunde ohne großen Aufwand von Zeit und Mühe einen genügenden Einblick zu erhalten, war bislang mangels eines geeigneten Führers nicht möglich. Auch das anregende, aber eigenwillige Buch von Hans Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde 1922, erfüllte diese Aufgabe nicht. Jetzt ist uns ein Buch der gewünschten Art aus der Feder des bekannten Wiener Forschers Prof. Dr.



Michael Haberlandt geschenkt, ein Buch, das trotz seiner Einstellung auf österreichische Verhältnisse durchaus imstande ist, das Brauchtum in Sachen, in Arbeit und Sitte, im Gemeinschaftsleben, die religiösen Anschauungen und die Denkformen in der Volkssprache und all ihren Äußerungen, wie sie in der gesamten deutschen Kulturwelt als Volksbeiz zutage treten, wissenschaftlich erfassen zu lehren. Schon in dem glücklich gewählten Bildschmuck offenbart sich der klare wissenschaftliche Blick des Verfassers. Bei dessen Betrachtung müssen bereits manche halbwissenschaftliche Ansichten, welche noch immer volkskundliche Legenden nähren, schwinden. Ich glaube mich einer Pflicht zu entledigen, wenn ich hier auf dieses Buch aufmerksam mache. Niederdeutschland bedarf noch sehr der volkskundlichen Erforschung; auch in Mecklenburg, das freilich dank der unermüdlichen Arbeit Wosjiblos eine rühmliche Ausnahme bildet, sind noch zu wenig Forscher am Werke. Allen, welche Hand anlegen oder welche Gehalt und Wesen des Volkstums erfassen wollen, wird Haberlandts Einführung willkommene Dienste leisten.

H. Teuchert, Rostock.

Wilhelm Neese, Dei beiden Babendieks, Niederdeutsches Volksstück mit Gesang und Tanz in drei Aufzügen. (Verlag: Stillersche Hofbuchhandlung, Schwerin.)

Dat Plattdütsch as best Kämpfer för heimatlich Urt hett sick in uns' Mäkelbörger Land dei Späldälen erobert. Tworst is dei Hambörger Boßdorf dei klassisch plattdütsch Theaterdichter, oewer ok wie Mäkelbörger koenen stolt wäsen. Wie hewn einen Willem Neese. In dei leßt Tied is hei wedder mit ein Volksstück „Dei beiden Babendieks“ mang de Lüüd träden un wies't, wo deip sien Leiw tau Muddersprak un Daddersurt in sien Hart wötteln deid, wo sien hei sienen eigen Volkstamm kennt. In dit niege Spill bringt Neese ländlich Charakterköpp up dei Bühn, dei jeden gefallen münnen. Man dat ein ollinsäten Buer sick sülvst för dumm höllt un up dei oll Tied, dei früher Regierung un dat Katedrissenlieren schimpt (Sied 1), hew ick noch nich hört un holl dat ok för recht unwohrschientlich. Dortau is dei Buernstolt tau hochfohrig. Na, dat man näwenbi. „Dei beiden Babendieks“ kamen in'n Harst tau Uppführung un warden den'n Auter vulle Ihr maken.

K. Puls.

**Eingesandt.** „Korl, ick mügg girn midden mang stahn mang dei Heimatbewägung, oewer ick weit dor nich mang dörrchtaufinnen. Dor giwt dat einen Heimatbund, Geschichtsverein, Wohlfahrtsverein, ji Plattdütschen sind dor. Audags hört ick von einen Volksbund. Wat willen disse enzelten Verbannen all? Künnen sick dei nich all' tausamen dauhn tau ein grot Arbeitsgemeinschaft?“ freug mi nudags ein Fründ.

Dit Wurt wier mi ut dei Seel spraken. Wi hewn in uns' eng' Heimatland acht verschiedene Heimatverbannen. All' willen sei ein un datjüwlig, blot jede geiht sienen eigen Weg. Wenn all' sick tauhopsluten beden mit ein inzig grot Bladd, dat müßt all Wäk mal rutkamen un väl Biller bringen, denn kunn wat Olligs leist warden. Ein-dracht is Macht. Ick weit jüwlen, so licht is dat nich. Däl spräckt dorgegen. Oewer wo ein Will is, is ok ein Weg. Dei Tied geiht vörsäutich un verlangt, dat mitgahn ward. Dei Heimat föddert ihr Recht. Lat't ihr dat krigen, leiwun Bundsfrünnen!

K. Puls.

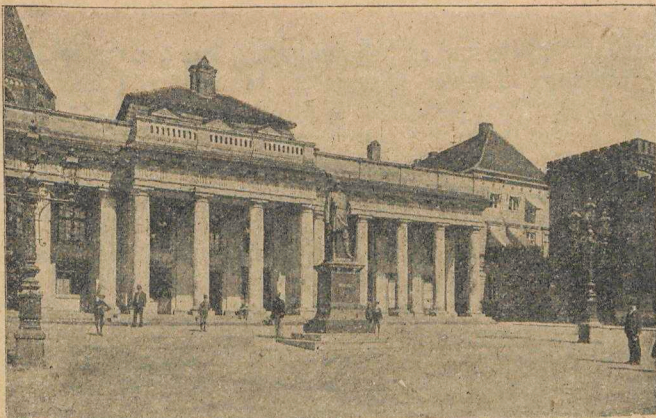
**Unseren Mitarbeitern.** Infolge der starken Einschränkung, die wir unseren Hefen geben mußten, sind auch die Eingänge an Beiträgen sehr verringert und wir haben nicht hinreichend Stoff für das nächste Heft, das wir baldmöglichst in alter Stärke erscheinen lassen möchten, bitten also unsere Mitglieder, uns dazu zu verhelfen.

Die Schriftleitung.

Schriftleitung: Professor Dr. Beitz - Schwerin, Geh. Hofrat Professor Dr. Geinitz - Rostock, Geh. Oberbaurat Pries - Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.  
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.





Das Neue Gebäude in Schwerin.

# Mecklenburg.

## Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

19. Jahrg.

November 1924.

Nr. 3.

### Seltene Vogelarten unsres Heimatlandes.

Von M. Warnke, Stargard.

Es ist es nicht ein trauriges Zeichen von Unkenntnis und Unwissenheit, wenn es trotz Verbotes und Bekanntgabe von Polizeiverordnungen zum Schutze der Tier-, insbesondere der Vogelwelt, immer noch vorkommt, daß der Abschuß eines seltenen Raubvogels als Jagdglück bezeichnet wird? Kürzlich ist wieder einmal die Erlegung eines Steinadlers, eines Durchzüglers, der das alte „Stargarder Tor“ in der kleinen Stadt Lyken in der Uckermark zum Ausruhen benutzte, von der Presse als ein Heldentatstück gefeiert worden. Es ist selbstverständlich die Pflicht eines jeden Naturfreundes, sofort und mit allen Mitteln, wie „Eingeklagte“ in Zeitungen, oder persönliche Zuschriften an den Verfasser solcher Artikel, gegen diesen Unfug vorzugehen — was stets durch mich geschehen ist und wird.

Der stolze Vogel, der noch vor wenigen Jahrzehnten ständiger Bewohner Süddeutschlands war, in den finsternen Nadelbeständen des Schwarzwaldes auf mächtigen Eichen und in den Felsenklüften der Schwäbischen Alb horstete, ist durch die starke Verfolgung der Sport- und Trophäenjäger ganz ins Hochgebirge zurückgedrängt. Vor wenigen Jahren hat der schweizerische Bund für Naturschutz im Engadin einen „Naturschutzpark“ gegründet, den sich gleich einige Adler zum



Jagdgebiet erkoren haben, und es steht zu hoffen, das der trotzig kühne Recke an Zahl wieder zunimmt. Schande über jeden, der es fertig bringt, den seltenen Gast mit der Mordwaffe in Deutschland zu empfangen. — Der Seeadler ist seit einigen Jahren wieder Horstvogel geworden in Mecklenburg. Er befindet sich in wenigen Exemplaren an der mecklenburgischen Küste, an der Müritzh, in der Lwizh, wie an einigen geschützten Stellen meines engeren Heimatlandes. Seit einigen Jahren horstet je ein Paar am Dreven-See bei Fürstenberg, im sog. „Bärenbruch“ und in den Zwenzower Tannen. Im vergangenen Sommer hatte ich Gelegenheit, den gewaltigen König der Lüfte bei der Fütterung der Jungen am Neste, das in der Krone einer mächtigen Kiefer steckte, zu beobachten. — Der Fischadler hat erfreulicherweise in letzter Zeit überall da, wo er sich früher aufhielt, stark zugenommen. Auf Anordnen des seit einigen Jahren im Ruhestand lebenden Forstmeisters v. Stralendorff, der als großer Naturfreund bekannt war, wurde ein Exemplar in der Gegend von Mirow besonders geschont. Auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn ließ man beim Kahlhieb am Uferiner See den Horstbaum stehen (wiederholt nistete ein Wandersfalkenpaar hier). Durch den Sturm vom 23. Oktober 1921 ist das aus dünnen Ästen hoch in der Spitze sitzende Nest, das dem Vogel einen Ausblick auf sein Jagdrevier, den See in seiner ganzen Länge gestattete, leider zerstört worden. Die Tanne steht noch vereinsamt auf kahler Höhe, der Räuber hat sich weiter unten angesiedelt. — Den kleinen Schreiadler, von manchem Jäger oft mit dem Bussard verwechselt, im Fluge durch die an den Spitzen herabgesenkten Flügel sich von jenem unterscheidend, habe ich noch nicht wieder gesehen. Er scheint endgültig der vor dem Kriege so sehr betriebenen öden Fasanenzucht zum Opfer gefallen zu sein. Desgleichen ist der sog. „Schlangensadler“ oder Schlangensbussard, der ganz vereinzelt in von Wiesen unterbrochenen und womöglich etwasumpfigen Forsten sein stilles, wenig bemerktes Dasein führte, wohl kaum wieder beobachtet worden. Dem in verschiedener Höhe auf Tannen und Laubbäumen am Waldrand angelegten, verhältnismäßig kleinen Horst des Wespenbussards bin ich wiederholt begegnet. Das stets mit grünen Reisern geschmückte Nest wird dem Kundigen dadurch verraten, daß die Vögel über ihm prächtige Flugspiele aufführen. Hier bei Stargard (Eigelsbergen), wo er früher öfter vorkam, nistete im letzten Sommer wieder ein Paar. — Prämien des Naturschutzbundes, Dr. H. Helfer, Berlin, haben neuerdings dem Wandersfalken das Brutgeschäft erleichtert. Sein Vorkommen scheint häufiger zu werden. An geschützten Stellen in der Nähe größerer Waldseen ist der schwarze Milan (Bruchweih) in letzter Zeit recht häufig geworden. Die Horste des überhaupt sehr zur Geselligkeit neigenden Vogels stehen bisweilen so nahe beieinander, wie ich es in der Gegend von Rheinsberg beobachtet habe, daß man schon von einem kolonienweisen Brüten reden kann. Ebenso sind Korn-, Wiesen- und Rohrweih wieder in der Zunahme begriffen. Dagegen horstet der Gabelweih mit seinem tief ausgeschnittenen Schwanz nur vereinzelt. — Trotz der erfreulichen Tatsachen, daß wirklich von einer langsamen Zunahme und Besserung unseres Raubvogelbestandes nicht bloß in Mecklenburg, sondern auch anderswo die Rede sein kann, wird manchem arglosen Gesellen von Jagd- und Fischereiberechtigten noch nachgestellt. Doch können wir immerhin zufrieden und dankbar sein, daß die Verwaltung unseres Landes namentlich durch die neue Jagdordnung sehr wesentliche Schritte zum Schutze der selten gewordenen Räuber getan hat. Auch scheint der Gedanke, einen energischen Schutz überall eintreten zu lassen, in den Kreisen der weidgerechten Jäger, insbesondere der dazu Berufenen, der staatlichen Förster, überall

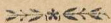


festen Fuß gefaßt zu haben. — Das Töten des Uhus ist durch Landesgesetz vom 21. März 1913 verboten, leider zu spät, da, soviel bekannt ist, das letzte Exemplar vor mehr als 10 Jahren geschossen ist. Ebenso ist der Kolkrahe bei uns so gut wie ausgerottet, weniger durch absichtliche Verfolgung als, nach Feststellung durch Pastor Clodius, Kammin, durch das Auslegen von Strichnixeiern, mit denen man der Krähenplage Einhalt gebieten wollte. Er ist meines Wissens noch nicht wieder gesehen worden. Die hübsche Blaurake (Mandelkrähe) kommt erfreulicherweise immer noch in einigen Gegenden — bei Krageburg und Leuzbow beobachtet — vor. Der schwarze Storch, dieses eigenartig seltene Naturdenkmal unserer heimatischen Wälder, stand auf dem Aussterbeetat und hat jetzt die strengste Hege verdient. Da er in viel höherem Grade als sein Vetter sich von Fischen ernährt, mußte er aus der Oberförsterei Lüttenhagen, wo er früher in stiller Einsamkeit seinen flachen Reishorst auf dem starken Seitenast einer alten Tanne hatte, bald verschwinden. Denn man hatte dort Karpfenteiche angelegt und schob alle Schuld des Nichtgelingenwollens des Unternehmens auf ihn. Am 7. Juni v. Jahres traf ich nach langer Zeit den schweigsamen Vogel im Gnewißer Forst am Bachufer, Forellen suchend, an. Als er meiner ansichtig wurde, nahm er sich in die Höhe. Im Galenbecker Busch soll er wieder nisten. — Der Fischreiher ist kein Jagdfeind. Er brütet, trotzdem seine Zahl gegen früher bedeutend verringert ist, noch in Kolonien von 20—30 Paaren. Sehr versteckt hält sich hier und da die Zwergrohrdommel auf (Zierker See bei Neustrelitz), während die große Rohrdommel häufiger geworden ist. Der Höckerschwan ist ein regelmäßiger Gast unserer größeren Seen. Im Bulow-See bei Mirow brüten jedes Jahr zwei Paare auf einer Insel. Dortselbst nistete in diesem Sommer auch ein Kranichpaar. Wir dürfen wohl diese Tiere ebenfalls in die Liste der Seltenheiten aufnehmen, weil auch sie infolge der Trockenlegung sumpfiger Gegenden und Waldbruchstellen in ihrem Bestande arg bedroht sind. Es wäre schade, sollte dieser früher so häufige Brutvogel noch mehr verschwinden. Hier müßte unbedingt von den Forstbehörden dafür gesorgt werden, daß besonders größere Waldmoore, wo tatsächlich Brutplätze vorhanden sind, von dieser Maßnahme verschont bleiben. So ist z. B. in der Gnewißer Forst ein für Wiesen und Streuwerbung völlig ungeeignetes Stück Bruchgelände noch unberührt geblieben, wo Kraniche in mehreren Paaren nisten.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß große Gebiete unseres Heimatlandes des Schutzes noch völlig entbehren. Ganz recht wurde in einer Nummer der Zeitschrift angedeutet, daß ein organisierter Naturschutz, wie er schon längst in Preußen und anderswo vorhanden, unserm Lande fehlt. Wenn der Heimatbund bis jetzt als einzige Stelle den Schutz der heimischen Natur übernommen hat, so betone ich trotzdem, daß es bei gutem Willen und durch das Vorgehen im Bund genügend vorhandener, geeigneter Persönlichkeiten sehr wohl möglich ist, eine staatliche Unterstützung zu erstreben, auch trotz der Notlage. Ich bin gerne zur Mitarbeit bereit. Man wende sich doch an die staatlichen Förster und Oberförstereien unseres Landes, denen z. B. es tatsächlich gelungen ist, eine gründliche Revision des neuen Jagdgesetzes (Meckl.-Strelitz) zum Schutze des edlen Weidwerks bei Regierung und Landtag zu erreichen. Sie sind, was ich schon oben betonte, heute alle Freunde des Naturschutzes, und sie werden als tüchtige Beamte gewiß gerne ihre Kräfte in den Dienst der guten Sache stellen, um die noch vorhandenen Schätze der Natur unserm Volk und Vaterland zu erhalten. Ebenso werden wir Lehrer, denen die Heimat mehr denn je am Herzen liegt, auch ferner-



hin unserer Aufgabe dienen, wirkliches Heimatgefühl und Liebe zur Natur in Jugend und Volk zu erwecken, und stets dazu beitragen, die erstrebte volkswirtschaftliche, so wertvolle Seßhaftigkeit zu erreichen.



## Der Schädel auf dem Herde.

Don R. Belk.

Bei der schönen Basedower Ausgrabung hat der Fund einer Schädeldecke an einer Herdstelle besonderes Aufsehen erregt. In der allgemeinen Besprechung (oben S. 44) konnte darauf nicht näher eingegangen werden; es ist daher zu weiterer Erörterung und zu Anfragen gekommen, und so soll die befremdende Erscheinung hier noch einmal zur Sprache gebracht werden.

Die Gebeine lagen, wie schon berichtet, im nordwestlichen Teile des Walles auf einer Herdstelle, und zwar in der Brandschicht, oben; es waren eine Schädeldecke und ein Schlüsselbein. Weitere Gebeine waren sicher nicht vorhanden; der Schädel lag mit dem Scheitel nach unten. Er ist in Stücken geborgen, diese aber waren noch wohl erhalten und ermöglichten eine Zusammensetzung. Die Decke ist unter freundlicher Vermittlung des Herrn Dr. Polzer von Herrn Dr. Mair am anatomischen Institut der Universität Berlin untersucht und dahin bestimmt: Länge 191, Breite 137 (vielleicht ein wenig mehr, da Schläfenbein fehlt), Index 71,7 (vielleicht unbedeutend höher); ungewöhnlich schöner Langschädel, schön gewölbt, scharf und fein modelliert, sicher männlich, bestes Mannesalter.

Nun zur Deutung. Ein, etwa bei der Verteidigung des Walles, Verunglückter kann es nicht sein, denn es sind nur einzelne Stücke. Ebenso wenig aber eine regelrechte Bestattung, aus demselben Grunde; aber auch, weil zu der Zeit des Walles überhaupt nicht Körperbestattung stattfand, sondern der Leichenbrand allgemein Sitte war. Auch ein Bauopfer kann es nicht sein, denn die Gebeine lagen nicht auf dem Grunde. Bleiben als Möglichkeiten nur sekundäre Lagerung und Kannibalismus oder Opferritus. Bei einer Umlagerung würde sich das Fragmentarische des Fundes am leichtesten erklären. Es kann sehr wohl beim Heranschaffen der Erdmassen zur Anlage des Walles ein altes Grab angetroffen und Teile von ihm mit der Erde in den Wall gekommen sein. Dieses Grab müßte wesentlich älter sein als die Erbauer des Walles, denn damals herrschte, wie schon erwähnt, der Leichenbrand, vielleicht viel älter, noch steinzeitlich, wogegen Form und Erhaltungszustand des Schädels nicht sprechen würden. Scheu vor alten Totengebeinen würde die damalige Bevölkerung, die ja ihre eigenen Toten verbrannte, kaum abgehalten haben, so zu verfahren. Aber die Lagerung in der Herdkohle läßt sich mit dieser einfachsten Erklärung auch nicht recht vereinbaren.

Bleibt nur Kannibalismus oder Opferung. In der Kohlschicht des Walles fanden sich auch Tierknochen in zerschlagenem Zustande, zweifellos Reste der Mahlzeiten. Dazu können auch die menschlichen Reste gehören. Vor dem Gedanken, daß die alten Wargentiner Germanen Menschen verspeist haben sollten, schrecken wir zurück. Wenn man aber heranzieht, daß noch zweitausend Jahre später, zu einer Zeit, wo christliche Gesittung herrschend geworden war, in Deutschland das Fleisch hingerichteter Hexen verzehrt ist, wird man vorsichtiger damit werden, mit unseren Empfindungen an das Leben des Vorzeitmenschen heranzugehen. Von der Auffassung des Befundes auf dem Burgwall als Menschen-



fresserei ist die von Opferriten nicht zu trennen. Im alten deutschen Recht waren die Hinrichtungen sakrale Handlungen, die Hingerichteten wurden den Göttern zum Opfer gebracht, und an einem Stück höherer Macht erhielt man Anteil, wenn man Teile derselben zu sich nahm. Das ist ein Volksglaube, der weit über das Mittelalter hinaus in neueste Zeiten reicht und der auch der Hezenverzehrung zugrunde liegt. Er ist aber im Völklerleben so allgemein, daß man ihn auch bei den Vorzeitleuten voraussetzen darf. Wer sich also nicht zu der Vorstellung von einfacher Menschenverspeisung verstehen kann, vielleicht gemildert durch besondere Umstände, etwa Belagerung, der mag zu der von Menschenopfern greifen. Die Altertumsforschung wird eine Entscheidung nicht wagen.

Wohl aber ist es deren Aufgabe, Analogieerscheinungen, wenn möglich an gleichstufigen Plätzen, heranzuführen. Aus einer älteren Periode, der jüngeren Steinzeit ist der Gebrauch der Menschenverzehrung (*sans phrase*) gesichert in der schwedischen Landschaft Uppland, wo auf Wohnplätzen eines Jäger- und Fischer-volkes Menschenknochen aufgedeckt sind, die genau so behandelt waren und genau so lagerten wie die Tierknochen<sup>1)</sup>. Ganz gleiche Beobachtungen liegen auch für die Periode des Wargentiner Walles, den Übergang von Bronze- zu Eisenzeit, aus Böhmen vor<sup>2)</sup>; bei Knovize fand man in Abfallgruben Tier- und Menschenknochen zerstückelt, zum Teil mit Brandspuren; auffallend waren die reichlichen Schädelstücke, woraus man geschlossen hat, daß die Leute das Gehirn besonders schätzten (ob nur aus Feinschmeckerei oder mit dem Gedanken, sich die geistigen Eigenschaften des Verzehrten anzueignen, bleibe hier unerörtert).

Noch näher liegt uns ein eigentümlicher Befund auf dem Burgwall von Lössow bei Frankfurt a. O., der auch zeitlich dem unsern sehr nahe steht<sup>3)</sup>, Man fand dort in größerer Anzahl brunnenartige runde Schächte bis 6 m tief, die mit Tier- und Menschenknochen, darunter nicht weniger als 22 Schädel, gefüllt waren; in einem lag ein ganzes Skelett mit bronzenem Halsring. Brunnen oder Abfallgruben sind es nach dem Urteil der besten Beobachter nicht, wenigstens nicht alle, sondern Opfergruben, wie sie in verwandter Form aus dem Altertum bekannt sind und bei den „Bauopfern“ (von denen demnächst hier auch die Rede sein soll) bis weit in das Mittelalter reichen.

Auch auf einem zweiten berühmten Burgwall, dem von Burg im Spreewald<sup>4)</sup>, dessen Hauptteil etwas älter ist als unser Wall, ist ein ähnlicher Fund gemacht. Es traten dort vier Schädel zutage mit nur einigen Skeletteilen, die doch aber genügen, um die ausgesprochene Vermutung, daß es Schädel von Feinden seien, die an den Häusern besetzt waren, abzuweisen. Auf Kannibalismus wies allerdings nichts, es werden hier Opfer sein.

Dagegen gleicht ein Befund von einer Siedelung bei Nedlitz bei Potsdam, dem Orte, wo auch die „Römerschanze“ liegt. Dort ist, wie ich bei der liebenswürdigen Führung des Herrn Magistrats Dr. Bestehorn durch die Potsdamer Sammlung erfuhr, in einer Herdgrube, welche dieselben Scherben wie der

<sup>1)</sup> O. Almgren in Fornvännen 1906 S. 1. 101.

<sup>2)</sup> G. Matiegka in Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien 1890 S. 127.

<sup>3)</sup> A. Göhe in Beiheft zu Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg VI, 2 S. 33; K. Schuchhardt, Zeitschr. f. Ethnol. 1919 S. 638; M. M. Lienau Mannus. III. Ergänzungsheft 1923 S. 10.

<sup>4)</sup> A. Göhe, Prähistorische Zeitschrift IV 1912 S. 276 f.



Wargentiner Wall enthielt und auch in derselben Lagerung wie der Wargentiner Schädelrest, eine Schädeldecke ohne weitere Gebeine gefunden.

In diesem Zusammenhang mag auch ein zweiter seltsamer Fund aus Mecklenburg erwähnt werden. Bei Wendorf bei Crivitz liegt in wundervoller Wald- und Seeinsamkeit auf einer steilen Anhöhe ein Hügel von etwa 2 m Höhe und 15 m Durchmesser, ähnelnd einem bronzezeitlichen Kegelgrabe, den ich, dank der liebenswürdigen Beihilfe der Frau v. Mackensen-Wendorf und des (+) Herrn Kommerzienrat G i l k a - Basthorst Sommer 1922 durchgraben konnte. Auf dem Grunde fand sich eine Brandschicht mit Tierknochen, wohl die Reste eines Mahles, in der Mitte und nahe der Oberfläche fünf Schädel, alle aufrecht stehend, z. T. auf Steinen, ziemlich frisch, von jungen Leuten stammend. Bei der Zusammenfügung, die Herr Studienrat C h r e s t i n - Kiel freundlichst vorgenommen hat, ergab sich bei einem ganz deutlich, bei zwei andern weniger deutlich, daß ein Halswirbel glatt abschnitt, wir es also vielleicht mit Hingerichteten zu tun haben. Alles übrige muß die Phantasie ausmalen, z. B. ob es sich um die Opferung von Kriegsgefangenen handelt und die Mahlzeitreste von dem Opfermahle stammen. Irgendein zeitlicher Anhalt liegt nicht vor, doch mutet die ganze Anlage und Umgebung vorgeschichtlich an. Die sehr scharfe Schnittfläche am Wirbel weist auf ein eisernes Instrument, der frische Zustand der Knochen auf eine nicht zu ferne vorgeschichtliche Periode. Da ganz in der Nähe auf Basthorster Gebiet ein wendischer Burgwall (der „Pardaukenberg“) liegt, wird man am ehesten geneigt sein, den Befund, der, soweit ich sehe, allein steht, in die Wendenzeit zu versetzen.

Diese Analogiebeispiele sind ja verschiedenartig. Sie haben aber das gemeinsame, daß wiederholt auf vorgeschichtlichen Stellen menschliche Reste, besonders Köpfe, gefunden sind, die nicht Begräbnissen entstammen, sondern irgendwelchen Gebräuchen, an deren sicherer Deutung wir noch arbeiten.

## Steinmale.

Don R. B e l z.

Im folgenden soll eine Anzahl von Steinen zusammengestellt werden, die durch ihre Verwendung und Gestaltung in der vorgeschichtlichen oder mittelalterlichen Zeit den Charakter von Denkmälern erhalten haben. Vollständigkeit ist selbstverständlich nicht erstrebt, wir wollen nur die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese im Zusammenhange hierzulande überhaupt noch nicht bearbeitete und leider doch recht gefährdete Denkmälergruppe lenken und zur Beachtung und Einlieferung von Beobachtungen anregen. Wir beschränken uns im allgemeinen auf die Steine, an denen Veränderungen zu einem besonderen Zwecke vorgenommen sind, und sehen von denjenigen ab, welchen Überlieferung oder Sage ihren besonderen Charakter ausdrückt. Viele derselben haben sicher auch einen geschichtlichen Wert, aber ihre Behandlung muß von anderen, der Sagenforschung eignenden Gesichtspunkten erfolgen.

### 1. Opfersteine.

Gegen diese herkömmliche und allgemein gebräuchliche Benennung, mit der man die irgendwie auffallenden und nicht ohne weiteres erklärbaren Steine zu bezeichnen pflegt (so selbst den deutlichen Grenzstein bei Grabow, über den unten die Rede sein wird), hat sich die wissenschaftliche Betrachtung recht abweisend



verhalten, aber nicht vermocht, einen besseren an die Stelle zu setzen. Daß die Mehrzahl derselben, so die mit Schalen, irgendeinem ritualen Zwecke diene, kann füglich nicht bezweifelt werden, und so mag denn der volkstümliche Name beibehalten werden, wenn wir auch im folgenden recht verschiedene Dinge unter ihm zusammenfassen. Die hier zu besprechenden gehören sehr verschiedenen Zeiten an. Vorgeschiedlich sind sicher die von Granzin, Minzow, Bollewick; die Schalen, die sie tragen, sind dieselben, wie sie auf den Decksteinen der steinzeitlichen Hünengräber allgemein erscheinen, und diese Schalen werden ebenso als kleine Opfergruben aufzufassen sein, wie man es bei jenen jetzt fast übereinstimmend tut. Ebenso sicher ist der Sternberger Stein mittelalterlich.

**Granzin b. Borzenburg.** Das vor einigen Jahren errichtete Kriegerdenkmal besteht aus einem mächtigen Granitblock, der als „Opferstein“ bezeichnet wird. Die Rückseite trägt vier Gruben und eine hufeisenförmige Vertiefung. Das Gestein ist buntgekörnter Granit. Über die Herkunft des Steines ist bisher nichts in Erfahrung gebracht. (Nach Mitteilung des Herrn Dr. Trost in Derselow.)

**Minzow b. Röbel.** „Hünenstein“. Im Glienholz Abteilung 69 auf einer jetzt mit Kiefernjungholz bestandenen Höhe ein großer Granitblock von 1,75 m Länge, 0,75 m Breite; 1,40 m Höhe über dem Boden. Auf dem hohen breiten Rücken eine Anzahl Schalen; acht deutlich erkennbar. Sage, die Schalen seien durch Abdrücke der Hand des Teufels entstanden, der von Röbel aus die Kirche in Zeizen (nach anderer Darstellung die bei Dambeck liegende alte Kirche von Minzow) habe treffen wollen.

**Bollewick b. Röbel.** „Hünenstein“. Etwa 630 Schritt nördlich vom Wege Bollewick—Spitzkuhn frei im Acker, mit weiter Aussicht, bei der Höhe 69, ein mächtiger Granitblock von etwa 2,50 m Länge, 1,80 m Höhe, an der einen Seite abgesprengt und mit Sprenglöchern versehen. Auf dem schmalen Rücken eine größere Anzahl Schalen.

**Rachow b. Güstrow.** Herr A. Kloth, ein sehr guter Beobachter und Kenner vorgeschichtlicher Altertümer, berichtete 1916 über eine merkwürdige Stelle. Beim Pflügen stieß man auf eine vierseitige, ganz mit Steinen gefüllte Fläche mit einer SW.-NO.-Achse von 3,50 m bei Breite von 2 m; Tiefe 1 m. In der Mitte lag ein großer Stein von  $1,50 \times 1,40$  m Breite, 0,80 m Höhe. Er bestand aus sehr hartem Gestein, war aber trotzdem auf der Oberfläche so verwittert, daß der Berichterstatter die Einwirkung starker Feuer annehmen zu müssen glaubt. Mitten unter dem großen Stein war eine 5 bis 7 cm starke Schicht Knochen, die zu einer Art Kalkbrei verwittert waren. — Wir führen den Befund hier unter den „Opfersteinen“ mit auf, da eine derartige Anlage als vorgeschichtliches Grab hierzulande nicht bekannt ist und die Feuerspuren auf Opfer weisen; (aus neuerer Zeit können diese nicht stammen, da die ganze Anlage unter der jetzigen Bodenoberfläche lag), müssen aber hinzufügen, daß man in der Uckermark (Pinnow b. Angermünde) ähnliche Steinsetzungen mit echten Gräbern der jüngeren Steinzeit angetroffen hat. (A. Göze, Monolithgräber, Zeitschr. f. Ethnologie 1904 S. 112.)

**Joendorfser Forst b. Doberan.** Über den dortigen „Hünenstein“, einen gewaltigen Block von 1,60 m Höhe und 1,80 m Breite über dem Boden, hat einst, 1883, Ludwig Krause in seiner Erstlingsarbeit, Mecklb. Jahrb. 48 S. 286, berichtet. Danach fanden sich am Stein Feuerreste und wurde eine vorgeschichtliche Anlage vermutet, die der von Rachow ähnlich sein mag.



**Sternberg.** An einem Portal der Südseite der Stadtkirche ist ein Stein, anscheinend Granit, eingemauert, welcher in guter Ausführung die lebensgroßen Abdrücke von zwei menschlichen Fußsohlen trägt. Die Volkslage sieht darin die Füße der jüdischen Frau, welche die entwendete Hostie in den Fuß werfen wollte. Der Stein gehört in eine Gruppe von Steinen, deren bekanntester im Dom zu Breslau steht; dort werden die Abdrücke als Fußspuren des heiligen Adalbert gedeutet und sind als solche Gegenstand der Verehrung gewesen<sup>1)</sup>. Sie sind besonders in den altpolnischen Ländern häufig und in einem Falle eingemauert wie der Sternberger.

Die Verehrung von Fußspuren göttlicher oder heiliger Wesen ist ganz allgemein und in der ganzen Welt verbreitet und wird sicher in vielen Fällen zur Herstellung der Fußsohlensteine geführt haben. Darum braucht sie aber nicht deren einzige Quelle zu sein. Jakob Grimm hat gute Gründe dafür angeführt, daß Steine mit Fußsohlen Parallele zu denen mit Hufeisen sind und diese als Grenzmarken gedient haben. Welche Deutung bei dem hierzulande und auf weite Entfernung hin allein stehenden Sternberger Stein vorzuziehen ist, entzieht sich begründender Beurteilung.

**Stuer Abbau bei Malchow.** Granitblock mit Abdruck einer Hand (?). Sage, der Teufel habe den Stein von Rogeez aus geworfen. Bei Rogeez lag früher ein Hünengrab; Riesen (Hünen) und Teufel werden in der Sage oft vertauscht.

**Mollenstorf bei Penzlin.** Neben dem Herrenhause ist unter Bäumen ein Stein aufgestellt. Er trägt auf der flachen Oberseite zwei tiefe Rillen in T-Form, die bis an den Rand des Steines reichen. Alter, Bedeutung und ursprünglicher Standort sind nicht zu ermitteln.

**Blengow bei Neubukow.** In einem Bruch ein großer Granitblock. Zeichen habe ich an ihm nicht bemerkt, führe ihn aber hier an, weil sich daran eine Sage von einer goldenen Wiege knüpft. Sonst erscheint die goldene Wiege ja immer zusammenhanglos. Hier soll der in dem Hünengrabe von Hohen-Miendorf hausende Riese eine ihr Kind wiegende Königstochter aus Eifersucht mit dem Stein zerschmettert haben.

Auf die Steine, bei denen Eindrücke natürlicher Art sagenhaft gedeutet werden, kann in diesem Zusammenhange nicht eingegangen werden. E. Geinik führt in unserer Zeitschrift 1909 S. 87 ff. folgende an: Dargelütz bei Parchim (Teufelsklaue), Güstow bei Gadebusch (Pferdefuß), Franzensberg bei Malchin („Jungferstein“, Fuß), Parchim („Götschenstein“, Gänsefuß), Züsow bei Neukloster („Frauenstein“, Fuß), und die Zahl der bekannt gewordenen hat sich seitdem sicher noch erhöht. Eine zusammenfassende Behandlung dürfen wir von R. Wosjido erwarten.

## 2. Grenzsteine.

Die Frage der Grenzbezeichnung und Grenzsteine kann nur auf einer sehr viel breiteren Basis behandelt werden, als es hier möglich ist. Wir gehen hier nur auf die schon früher behandelten Beispiele ein.

Zu der Frage nach der Bedeutung der **Schweriner Grenzsteine** (diese Zeitschrift 1922 S. 40) schrieb Ludwig Krause — es sollte die letzte Äußerung des auch um unsern Heimathund hochverdienten ausgezeichneten Mannes an uns sein —

<sup>1)</sup> H. Seger, Schlesiens Vorzeit II. F. V S. 49. Köhler, Korrespondenzblatt d. deutsch. anthrop. Ges. 1896 S. 55.



folgendes: Zu den Schweriner Grenzsteinen mache ich aufmerksam, daß ein Kreuz im Kreise („Rad“) hier in Rostock das „Wappen“ des Heiliggeisthospitals ist und sich auf dessen Grenzsteinen auf der Stadtfeldmark hier (als Gegensatz des R der Rostocker Kämmerei) mehrfach findet. Mit dem Bischofsstabe zeichnete hier die Pfarrkirche zu St. Nikolai ihr Eigentum, z. B. heimgefallene Grabsteine.

Damit tritt zu den verschiedenen Möglichkeiten, die bei der Deutung des viel besprochenen Zeichens, des Kreuzrades, wie wir es kurz nennen wollen (Radkreuz ist etwas anderes, ein Beispiel s. unten S. 75), zu erwägen sind, eine neue, die als H o h e i t s - o d e r B e s i z z e i c h e n; sie ist aber nur in den besonderen Fällen anwendbar, wo, wie in Rostock, geschichtliche Belege für seine Verwendung als solches vorhanden sind. Schon bei den Schweriner Steinen fehlte etwas Derartiges.

Eine allgemeine Bedeutung als Herrschaftszeichen ist dem Kreuzrade nicht zuzusprechen. Wir hatten a. a. O. zur Erörterung gestellt, ob es auf den Grenzsteinen eine Darstellung des Folterrades sei und damit das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit symbolisieren könne, sind aber davon zurückgekommen, da der den Schwerinern sehr ähnliche Grabower Stein (s. unten) das Kreuzrad in einer Form zeigt, die offenbar das christliche Kreuz darstellt.

Das Kreuzrad ist bekanntlich ein uraltes Bild und erscheint schon auf den in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zurückreichenden, jetzt so stark umstrittenen schwedischen Felsenzeichnungen, den Hellristningern. In einer gehaltvollen Abhandlung von W. Gaerte ist neuerdings (Mannus XV 1923 S. 276) dieses Rad als verkürzter Wagen aufgefaßt und als Herrschaftssymbol gedeutet. Doch sind die gegen die bisher allgemeine Deutung als Sonnenzeichen angeführten Gründe nicht durchschlagend. Das Kreuzrad als Sonnenzeichen ist ein ganz allgemeines fast zeitloses Symbol; es ist gesichert z. B. bei den Negern Innerafrikas wie bei den Osseten im Kaukasus, und gibt auch den Darstellungen der Hellristninger ihre zwangloseste Erklärung.

Mit dem Anbringen eines heiligen Zeichens an Gegenständen stellt man sich, oder den Zweck, dem der Gegenstand dient, oder diesen selbst in den Schutz der höheren Macht, welche das Bild symbolisiert, sie werden zu „Heilszeichen“<sup>2)</sup>.

So hat man das Sonnenrad im nördlichen Europa nicht nur auf den Hellristningern aufzufassen, sondern auch wo es auf Tongefäßen oder auch als besonderes Gebilde (Mondschütz, Kr. Wehlau) in der jüngeren Bronzezeit erscheint.

Es scheint eine weite Kluft zwischen der Auffassung des Kreuzrades als Sonnenbild und der als Folterrad zu liegen. Aber eine solche besteht nicht. Es ist neuerdings, besonders von rechtsgeschichtlicher Seite, erwiesen, daß die Formen der Hinrichtung im altgermanischen Rechtsgebrauch sakraler Art sind, die Hinrichtung als Opfer aufgefaßt wird und daß die Strafe für Mord das Flechten auf das meist vierspeichige „Rad“ eine Hingabe an die im Rade versinnbildlichte Sonnengottheit darstellt.

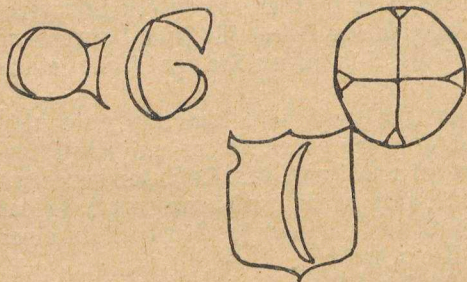
Das heidnische Sonnenrad ist vom christlichen Kultus übernommen und auf das Kreuz des Heilands umgedeutet, das Kreuzrad wird zum Radkreuz. Seine Bedeutung als Heilszeichen bleibt dieselbe. So haben wir es wohl auch auf den

<sup>2)</sup> Dazu und zu den Folgenden Montelius Mannus I 1909 S. 53, Fornvännen 1909 S. 109; Kuhfahl, Mitt. d. sächs. Heimatbundes IV 1914 S. 27; Behla, Niederlausitzer Mitteilungen I 1890 S. 23; Seger, Monteliusfestschrift 1913 S. 215; Goetze, Präh. Zeitschr. IV 1912 S. 309.



Grenzsteinen aufzufassen; mit seiner Anbringung vertraut man die Grenze und das mit ihr bezeichnete Gebiet dem göttlichen Schutz an. Wie lange und wie tief daneben im Volke eine Empfindung der alten Bedeutung lebendig geblieben ist, entzieht sich unserer Nachprüfung.

Das Kreuzrad auf mittelalterlichen Steinmalen, z. B. den „Sühnekreuzen“ (s. u.) noch Sonnenrad zu nennen, wie es in den unten angeführten Abhandlungen mehrfach geschehen ist, ist nicht berechtigt.



In Mecklenburg 1923 S. 23 ist ein ähnlicher **Grenzstein bei Grabow** kurz beschrieben. Unserem Wunsche, eine wiedergebbare Abbildung zu liefern, ist Herr Sekretär Appel in Grabow freundlichst nachgekommen, bemerkt aber dazu, daß die Zeichen oben links recht undeutlich und die Lesung nicht sicher ist. Als Deutung der Buchstaben ist mit Vorbehalt Amt Grabow vermutet.

### 3. Kreuzsteine und Verwandtes.

Von den Kreuzsteinen in Form von aufgerichteten Steintafeln mit Inschrift, die in Mecklenburg mehrfach in guten Exemplaren vertreten sind, ist erst unlängst (1922 S. 39) hier die Rede gewesen. Weit zahlreicher und weit verbreiteter sind die einfachen, aus einem Steine hergerichteten, meist inschriftlosen Male in Kreuzform.

Für diese Steindenkmäler in Kreuzform wird jetzt vielfach der Name „Sühnekreuz“ gebraucht. Das Setzen solcher Kreuze als ein Teil der „Seelgeräte“, d. h. hier einer frommen Leistung, mit der der Täter Buße und Besserung bekundet, ist weit verbreitet, und auch urkundliche Belege für die compositio oder „Entscheidung“, eine Vereinbarung zwischen den Angehörigen des Erschlagenen und dem Täter unter richterlicher Assistenz, nach welcher derselbe straffrei wurde, und in welcher die Setzung eines Kreuzes bestimmt wird, liegen ausreichend vor. Auch die Volkstradition spricht deutlich in diesem Sinne, so daß sicher eine sehr große Anzahl der vorhandenen Kreuze in diese Gruppe gehören. Aber der Gebrauch dieser Totenehrung ist doch ein allgemeinerer und hat sich sicher nicht auf die Fälle beschränkt, wo der Täter zur Rechenschaft gezogen werden konnte, auch nicht auf die Fälle, wo eine Tötung vorlag. Auch der Verunglückte oder der im Kampfe Gefallene kann sein Gedenkzeichen bekommen; der Übergang zum „Marterl“ ist verfolgbar. Durch die Fundverhältnisse als Kreuz für Gefallene wahrscheinlich gemacht wird das Kreuz in Forstort Ballenstedt, unter dem man eine Anzahl Waffen gefunden hat. Der Name „Arme Heinrich“ scheint auf Tradition aus den Bauernkriegen zu beruhen (abg. Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler 1894 S. 23). Daß die Setzung wohl regelmäßig an der Stelle geschehen ist, wo das unglückliche Ereignis stattfand; hängt damit zusammen, daß diese Stelle selbst als eine unglückliche angesehen wurde und einer Entsöhnung bedurfte. In diesem allgemeinen Sinne mag die Benennung „Sühnekreuz“ beibehalten bleiben. Die Scheu vor dem Orte einer unheimlichen Tat kann sich auf die Kreuze selbst übertragen; dahin gehören



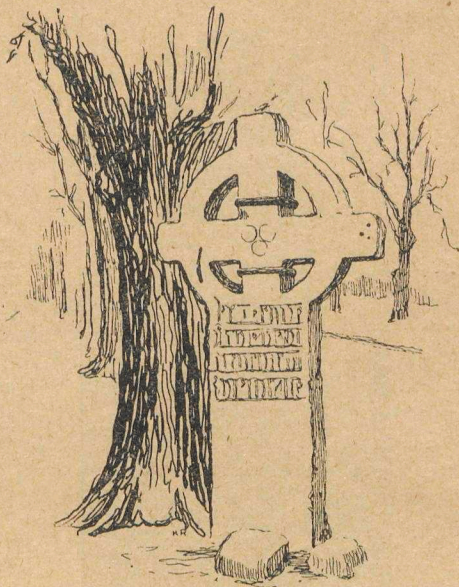
einige interessante Beispiele von Vergraben der Kreuze noch in neuerer Zeit, die M. Helmich S. 6 aus Schlesien gibt.

Urkundliche oder inschriftliche Belege für die Bedeutung der einzelnen Kreuze sind außerordentlich selten<sup>3)</sup>. Desto wertvoller und zugleich zu einer Warnung vor falscher Verallgemeinerung wird das schöne Radkreuz von Lübeck am Wege nach Schönberg. Hier ist bekannt, daß ein Lübecker Bürger nach Testament von 1456 es als Wegweiser für die Pilger nach Wilsnack hat setzen lassen, und es trägt die Inschrift „Biddet got vor den ghewer des Wisers na der wilsnacke“ und auch das Pilgerzeichen, drei Hostien<sup>4)</sup>. Zu den verschiedenen Deutungs-möglichkeiten tritt also noch die als Wegweiser.

Daß Kreuze jetzt vielfach als Grenzzeichen dienen, ist bekannt, und das mag auch in manchen Fällen ihre ursprüngliche Bedeutung sein. Es ist aber sicher falsch, wenn man sie überwiegend als solche hat auffassen wollen, wie es in dem Aufsatz von Helbig, Mittel. d. Sächs. Heimatschutzes IV 1906 S. 34 geschehen ist.

Auch daß sie zur Bezeichnung von „Thingstätten“ gedient hätten, wie es neuerdings für die Sieben Trappen von Benthe bei Hannover angenommen ist<sup>5)</sup>, ist ja in einzelnen Fällen möglich, reicht aber nicht zur allgemeinen Erklärung.

**Zum Einzelnen.** Inschriften sind sehr selten, Bilder, meist bei aller Einfachheit klar und gut, häufig. Ritterliche Wappen, die in Süd-deutschland häufig sind, fehlen in Norddeutschland fast ganz. Dagegen erscheinen (ich zähle in der Reihenfolge der Häufigkeit auf) Schwert oder Säbel, Messer, Beil, Lanze, Armbrust, vereinzelt Dolch, Dreschflegel, Schere, Pfeil, Gabel, Schaufel, Sichel. Man hat in Schwert und Beil die Richtgeräte sehen wollen, doch die Mannigfaltigkeit der anderen Geräte, die daneben vorkommen, schließt diese Deutung aus. Aber auch die Erklärung, daß es die Geräte seien, mit denen der Mord oder Totschlag vollzogen ist, befriedigt nicht; war es doch gerade Zweck der Kreuze, die Tat ungeschehen zu machen, und nicht im Sinne der zugrunde liegenden Auffassung, die Tat zu verewigen; auch auf den Kreuzen mit Inschriften wird die Form der Tat selten präzipitiert. Eher sind die dargestellten Geräte Andeutungen des Standes,



Wegkreuz von Lübeck.

<sup>3)</sup> Ein gutes Beispiel das Bernauer Kreuz in Berlin von 1355. Der Bär VIII 1882 S. 168.

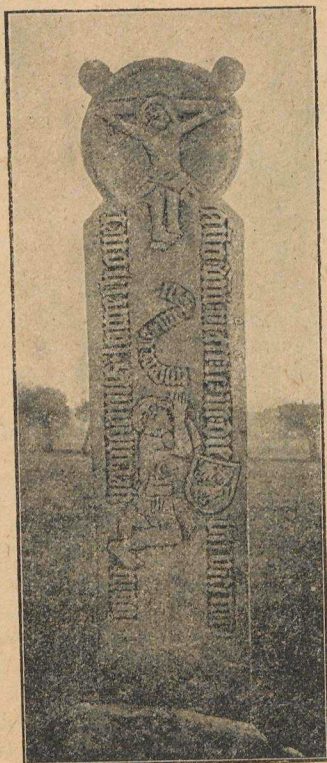
<sup>4)</sup> Abbildung s. Quellen der Heimat Schönberg 1924 III 3 S. 5. Denkmalpflege 1913 S. 7. (Ein in der Form ähnliches aus Pommern, Sommersdorf, Kr. Randow, aber kein Wegkreuz, mit Inschrift von 1423, s. Pommersche Bau- u. Kunstdenkmäler II 2 S. 133.)

<sup>5)</sup> H. A. Prieger in „Niedersachsen“ XXVIII 1923 S. 117.



Berufes, Beschäftigung des Verstorbenen, das Schwert des Ritters, Äxt und Messer des Bauern usw., wobei die Schere den Stallknecht oder auch Stallmeister (Marschalk) bezeichnen mag. Scheren als Wappen haben die alten Familien v. Azekow<sup>6)</sup> und v. Marschall.

Sehr häufig sind die Steine mit einem Kreuz, in älterer Zeit in vertieften Umrisslinien, bezeichnet, meist dem lateinischen. Dazu kommt nun aber auch hier das Kreuzrad; an einem schlesischen Kreuz (Hellmich Taf. 7) dreimal, an einem sächsischen (Kuhfahl S. 205) zusammen mit Malteserkreuz, auch an den unter dem



Dorderseite.



Rückseite.

Steinplatte von Selow.

Namen Sieben Trappen bekannten Steinkreuzen bei Benthe bei Hannover. Es ist hier kaum anders aufzufassen als als christliches Heilszeichen.

Die Steine stehen ursprünglich fast ausnahmslos frei im Felde, vielfach an Wegen, wie ja natürlich. Von Steinen, die von Anfang an im Mauerverband sich befinden, kann ich nur den an der Außenseite der alten Stadtmauer in Nordhausen anführen mit der an das gegenüberstehende Haus sich knüpfenden Sage von der Ermordung des eigenen Sohnes durch Wirtsleute, einer Sage, die, bis in die Einzelheiten gleich, sich auch an das Steinkreuz und die Martensmühle bei Sülsdorf knüpft. (Quellen der Heimat 1924 III<sup>2</sup> S. 14.)

<sup>6)</sup> S. die interessanten Grabsteine in Doberan, Schlie III S. 674.



Die Verbreitung dieser einfachen Steinkreuze ist sehr groß; sie finden sich von Oberitalien bis in den germanischen Norden, aber nur in sehr ungleicher Verteilung und auch in recht wechselnden Variationen. Sehr zahlreich sind sie noch vorhanden in Schlesien (g. 540) und Sachsen (g. 240) mit den angrenzenden Landstrichen und haben dort auch in den allseitig orientierenden und den ganzen Bestand durch Beschreibung und Abbildungen wiedergebenden Abhandlungen von Max Hellmich und Kufahl die beste Behandlung gefunden<sup>7)</sup>. Weiter nach Norden werden sie seltener. In Mecklenburg kenne ich durch Augenschein nur das von Dammereez nahe der Landstraße Hamburg—Berlin mit sich daran knüpfender Sage von einem Zweikampf. Zwei andere stehen an der Landstraße von Friedland nach Pasewalk<sup>8)</sup>. Es scheint, daß sie hier durch andere Male ersetzt wurden. Das sind zunächst die oben erwähnten Steinplatten mit erklärender Inschrift, von denen wir hier als Beispiel die durch Sagen ausgezeichnete von Selow (Schlie IV S. 107) geben, bei denen als das wesentlichste aber auch das eingegrabene Kreuz gilt, denn sie werden urkundlich mit *crux* bezeichnet. Mittelformen zwischen den Steinplatten und Steinkreuzen sind sehr selten. Ich kenne nur das „Mordkreuz“ von Pasewalk (Platte in Kreuzform mit beiderseitigen Bildern und dem Christusnamen, ohne weitere Inschrift). Das Denkmal ist altertümlicher (auch durch die Buchstabenformen) als die mecklenburgischen und scheint fast eine Übergangsform vom Kreuz zur Tafelform darzustellen (Pommersche Bau- und Kunstdenkmäler II 1 S. 312). Ferner aber die Reisinghausen, der „Tote Mann“, über welche hier schon wiederholt gehandelt ist (zuletzt oben S. 30). Nach Volkstradition (s. Mecklenburg 1908 S. 68) sollen auch hier Steinhäusen in gleichem Sinne errichtet sein. Es scheint, als ob die in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg verbeitete Sitte, an der Stelle einer Mordtat einen Reising- oder Steinhäusen zu erhalten, nach Westen und Süden abnimmt und durch die Steinkreuze ersetzt wird. Es wäre eine lohnende Aufgabe für die volkswissenschaftliche Forschung, diesem Verhältnis nachzugehen und es zahlenmäßig festzulegen. Die Bedeckung eines gefundenen Leichnams mit Steinen oder Ästen ist eine allgemein verbreitete, sicher uralte Sitte und hat sicher den Zweck, ihn zu bannen und damit unschädlich zu machen. Sie erscheint als eine soziale Pflicht und wird daher von der Gesamtheit geübt. Vielleicht gehört dahin schon (um 500) der *charistado* der *lex salica* tit. LX, dessen Störung unter Strafe gestellt wird (Mecklenburg 1916 S. 60). Die Kirche hat sie bekämpft (so Otto von Bamberg 1125), aber mit verschiedenem Erfolge. In Ostdeutschland hat sie sich länger, bis in neueste Zeiten, gehalten<sup>9)</sup>.

An Stelle der Kreuzform tritt verhältnismäßig selten ein einfacher Block mit Zeichen; wir müssen darauf hier kurz eingehen, weil die ältesten Denkmäler unseres Landes und seiner Nachbarschaft diese Form haben.

Dahin gehört der mächtige Denkstein von Rakeburg, den aller Wahrscheinlichkeit nach der zweite Graf von Rakeburg, Bernhard, seinem Vater Heinrich

<sup>7)</sup> Max Hellmich, *Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechts in Schlesien, Steinkreuze, Bildstöcke, Stauensäulen, Galgen, Gerichtstische*, Liegnitz 1923; Kufahl, *Die alten Steinkreuze im Königreich Sachsen in Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz* IV 1914, VI 1916; über die der Niederlausitz (33 Stück) *Niederlausitzer Mitteilungen* IV 1896 S. 233, VII 1903 S. 188 u. f.; Braunschweig: *Doges, Braunschweiger Magazin* III 1907 S. 166; Hannover: *Niederachsen* XIII h. 13, XV h. 24.

<sup>8)</sup> R. Wossidlo zählt nach gefälliger Mitteilung 45 Kreuze und Steinplatten. Dazu kommen noch zahlreiche Flurnamen, welche nach früher vorhandenen „Kreuzen“ benannt sind.

<sup>9)</sup> Zu der ganzen Frage E. Grohne, *Der Tote Mann*, *Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde* I 1923 S. 1.



(† bald nach 1163) setzte, ein Granitblock mit eingemeißeltem Kreuz; er ist nach der wohlerhaltenen ausführlichen Inschrift sicher kein Sühnstein (es fehlt bezeichnenderweise auch das *orate pro eo*), sondern ein echtes Denkmal (Meckl. Urk.-Buch I 86). Ferner der Lange Stein von Wittenburg, dem vorigen sehr ähnlich, mit Kreuz und Inschrift obiit Henricus comes, orate pro eo; der nicht näher bezeichnete Graf ist wohl einer der Raßeburger Heinriche (nicht Schweriner); man hat den Stein mit der Schlacht bei Wajschow 1200 in Beziehung gesetzt; sicher gehört er in diese Zeit (Mecklb. Jahrb. X 197; M. U.-B. I 87 [dazu 350]; Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler III 64).

Noch älter als die genannten Steine scheint ein Denkstein in Pommern (Grüttow b. Anklam), der ein Kreuz und ein Horn (heidnisch wendisches Symbol?) und auf der andern Seite eine sehr altertümliche Menschenfigur zeigt; die Volkstradition bringt ihn mit dem ersten christlichen Pommernfürsten Wartislaw, † 1135, zusammen, und vielleicht mit Recht. (Pommersche Bau- u. Kunstdenkmäler II 196.)

Ein anderes Beispiel für einen Granitblock mit eingemeißelten Zeichen (Kreuz, Schwert, Buchstabe W) s. Niederlausitzer Mitteilungen VII 1903 S. 188.



Der Lange Stein von Wittenburg.

## Aus den Akten des Brunnens auf dem Sandhofe zu Gnoiën in Mecklenburg.

Von Konrad Masch, Vermessungsdirektor in Recklinghausen.

In Seidenberg, einem Städtchen, wo die Länder Schlessien, Böhmen und Sachsen zusammenkommen, liegt in Privathand ein Buch, enthaltend 80 Schuhbankkäufe aus den Jahren 1598 bis 1835. Es handelt sich dabei um Handwerksberechtigungen, die in grundbuchähnlicher Weise eingetragen wurden. Aus diesem Buche läßt sich ersehen, daß Martin Werner in Seidenberg am 1. Juli 1709 seine Bank „an Jakob Maschen von Gnoiën im Meckelburgischen“ verkauft hat. Der Schuhmachermeister Jakob Masch starb schon 1715 in Seidenberg im Alter von 36 Jahren.

Im Kirchenbuche des mecklenburgischen Städtchens Gnoiën hat sich keine Familie Masch gefunden, sondern es gibt darin nur einige Familien, die als Maëß, Mahß, Maaß, Maß, Maes, Maas, Mas geschrieben werden. Das e ist



Dehnungszeichen. Der Vorname Jakob kommt in diesen Familien mehrfach vor, doch ist im gewünschten Jahre 1679 kein Jakob Maaß geboren, überhaupt ist anscheinend von den zwischen 1669 und 1686 geborenen Kindern kein Knabe am Leben geblieben. Da aber das Kirchenbuch lückenhaft sein soll, wird trotzdem die Einheit der Familien Maaß und Maaß anzunehmen sein.

Im Jahre 1921 weilte ich einige Tage in Gnoien und durchsuchte dort die Stadtbücher, die Bürger- und die Grundbücher, die Schützen- und die Innungsbücher. Leider gingen sie alle nicht weit genug zurück. Das Bürgerbuch beginnt erst nach dem Stadtbrande von 1710. Sehr alt allerdings scheint das Innungsbuch der Haker oder Kleinkaufleute. Endlich stieß ich auf die Einrichtung der Sodzünfte. Diese Brunnengenossenschaften sind Vereinigungen von Hausbesitzern, die sich seit Alters zur gemeinschaftlichen Unterhaltung je eines Straßenbrunnens zusammengetan haben. Auch feiern sie noch heute alljährlich ihre Sodfeste. Ich habe in Gnoien acht solcher Brunnen feststellen können. Zu jedem gehören jetzt etwa 30 bis 60 umliegende Häuser. In älterer Zeit wurde das Wasser geschöpft, während man es gegenwärtig durch Pumpen gewinnt. Infolge Vordringens der Wasserleitungsanschlüsse ist in den letzten Jahren ein oder der andere Brunnen außer Tätigkeit getreten oder zugeschüttet worden. Die Sodbücher auch für diese Brunnen sind jedoch noch vorhanden und wie die andern von mir eingesehen worden. Die Brunnen befinden sich am Sandhofe, am Markt, am Gänsemarkt (früher am Marstall geheiß), am Fischermarkt, am Mühlenort (auch Frätsod genannt wegen der Üppigkeit der dort gefeierten Feste), am Kiefwinkel, in der Hornburg und schließlich in der Grünen Straße. Der Beginn der Bücher oder der Akten bei diesen acht Brunnen liegt zwischen den Jahren 1663 und 1851. Der älteste ist der Sandsod, gelegen an der Einmündung des Platzes am Sandhofe in die Schuhmacher- oder Schusterstraße. In ihm fand sich auch der schon aus dem Kirchenbuche bekannte Matthias Maaß, der sich im Jahre 1677 von neuem verheiratete mit einer Frau, der schon zwei Männer weggestorben waren. In ihm vermute ich meinen Stammvater. Die erste Aktenlage dieses Brunnens reicht von 1663 bis 1675, unvollständig auch bis 1685, und war durch die Zeit, durch den Gebrauch, durch Abreißen von Blatteilen, vielleicht auch durch Mäusefraß, arg beschädigt. Da jedoch die Entwürfe zu den Niederschriften vielfach noch beilagen, so ließ sich eine fast lückenlose Abschrift fertigen, in der ich die durch Vermutung ersetzten Worte in eckige Klammern gestellt habe.

Am Johannistage (24. oder 25. Juni) des Jahres 1663 — es liegt von diesem Bericht eine längere und eine kürzere Fassung vor — kamen die Anwohner des auf dem Sandhofe gelegenen Brunnens im Hause des Altermanns Hans Klebow zusammen und ließen durch den Rechtsgelehrten Christophorus Schleff folgendes niederschreiben und beurkunden. Dieser Brunnen sei „Anno 1309 zum gemeinen und der Stad besten außgegraben und erbawet, dabej sich die dazugehörige Bürgere einer Erbaren Zunft halber vereinbahret und, damit sowol der Brunn im bawlichen wesen alß auch ihre zunft bey Würden bleiben möchte, von Einem Ehrbaren Rath mit einer löbligen Constitution versehen, dabej auch bishero geschüzet und gehandhabet mehre. Wan dan aber, nicht nur allein durch den im H. Römischen Reich erlittenen Dreyßigjährigen Religionskrieg, diese Stadt Anno 1637 und 1638 leider totaliter verwüstet nach wiederamblung einiger Bürger aber diese Zunft widerumb erhoben worden: so wehre es dennoch geschehen, daß, da im negst abgewichenen schweren Krieg (d. i. im schwedisch-polnischen Kriege) alß Anno 1659 die Kaiserlichen, Thur Brandenburgischen und



Königl. Polnischen Armeen als Confoederiret (d. i. verbündet) auf Dänemark und Holstein in Pommern marchiret und für dero militairischen Wüthen jedermann dermahlen vor fliehen müßen, der eine Altermann Tyes Kröger, welcher — nach der einen Fassung: die Constitution, so bereits 354 Jahr alt gewesen; nach der andern Fassung: — die Zunftsverfassung oder Sothbuch verwarlich bey sich gehabt, auf der Flucht nacher Rostock begriffen gewesen, unvermuthlich aber von den streiffenden Troupen geplündert undt eben dazumahl daselbe Buch, so von die 241. Jahr herbracht wehre, verlustig worden wehre.“ Anscheinend hatte also das Buch außer der Satzung vom Jahre 1309 die Verhandlungsniederchriften seit 1418 oder 1422 enthalten.

„Über daß aber wehre leider uns noch ein großer unglück durch eine große Feuersbrunst, so in eben demselben Jahre den 25. Novembris Morgens umb 3 Uhren entstanden und durch großen unseiß und verwahrlosung Adam Backhausen (Barkhusen) eines Zimmermans außkommen wehre, da nemblich Sechß und Siebenzig der besten Wonheuser dieser Stadt Jämmerlich in die Aschen gerathen, unter welchen in die 19 à 20 bewohnete Heuser zu diesem Brunne gelegen, und also der Brunn nebenst seiner Zunft und Zunftis Stiftung wehre ganz und gar ruiniret und zerstöret worden.“ Nach der Chronik von Wiggers, der kürzer dasselbe berichtet, soll sich im übrigen das Feuer vom Sandhof bis zur Predigerwohnung erstreckt haben.

„Wan aber durch Gottes sonderbare Gnade nunmehrö der liebe güldene Friede über alles Verhoffen — Gott sey lob gesaget — wiederumb erschienen, da sich dan auch einige Zunftsverwante bemühet, ein Heußlin nicht ohne schwere Schulden wieder zu erbawen,“ so wollten sie den Brunn wieder instandsetzen. Denn einmal brauchten sie das Wasser für den Haushalt, und anderseits mußte man künftigen Bränden zu begegnen suchen. Christoph Schleeß sollte ihnen die Satzungen erneuern, um so mehr, da „derselbe von einem Zunftverwanten erzeugt und geboren und noch mit gewissen Haußsteten zum sode belegen sej.“

„Ob nun wol“, schreibt Schleeß, „mein Verstand sich schlecht hierzu zu sein befindet, jedoch habe auff ihr begehren Ich mich demselben einigermaßen nicht entheben können, sollen noch wollen, so sind auch mir die vorigen Articulos, so Ich zu vielmahlen gelesen und Anno 1309, Als dieser Soth erstlich ist erbawet worden, in alter unförmlicher Schrifft erstlich angefangen und von Jahren zu Jahren verbessert und gemehret, aber ganz Confundiret (d. i. verwirrt) gewesen, annoch etlicher Maßen im Gedächtnuß sind, deßwegen Ich ihnen billig hierin willfahren müßen.“

Die somit im Jahre 1663 neugefaßten Satzungen der „Ehrliebenden Zunft bey dem Brunne, auf dem Sandhofe in Gnöjen gelegen,“ sind, obgleich mit schwülstigen Redensarten, Fremdwörtern und lateinischen Anführungen gespickt, dennoch ein echtes Erzeugnis der damaligen bürgerlich-genossenschaftlichen Lebensäußerungen eines von Handwerkern bewohnten mecklenburgischen Landstädtchens. Obenan auf buntbemaltem Titelblatt steht Schleeßs lateinischer Wahlspruch, der in deutscher Übersetzung lautet: „Auf Erdenleid folgt Himmelslust.“ Es schließen sich an: das Inhaltsverzeichnis, die Einleitung, die wir soeben zu einem Teile buchstäblich wiedergegeben haben, und sodann als Haupt- und Mittelstück die eigentlichen Satzungen (Constitution), die etwa 28 Seiten in Aktengröße umfassen und in sieben Abschnitte mit insgesamt 54 Nummern (Artikeln) zerfallen.

Der erste Abschnitt betrifft die „Angewinnung in der Zunft“. Neu hinzukommende Mitglieder sowie die Gründer selbst geben eine Tonne Bier und zahlen



5 Mark Eintrittsgeld. Die Mark war gleich 8 Schilling. Wer die Witwe eines Sodbruders heiratet, ist eine halbe Tonne Bier schuldig. Nimmt sich dagegen ein verwitweter Sodbruder wieder eine Frau, so zahlt diese 4 Schilling Einspringelgeld, auch Kringelgeld genannt, anscheinend zugunsten der übrigen Frauen. Jedes Mitglied gibt jährlich 2 Schilling Wassergeld. Mieter und Einlieger zahlen in gleichem Sinne 2 bis 8 Schilling. Zuziehende Fremde, die sich weigern, beizutreten und die festgesetzten Gebühren zu zahlen, sind von der Benutzung des Brunnens auszuschließen.

Der zweite Abschnitt handelt „von dem Brunn an ihm selbst, wie derselbige sol gehalten und im Baw gehalten werden,“ also von seiner Erbauung mit Handarbeit und Führen, von seiner Ausbesserung und Säuberung. Wer zur angeordneten Arbeit nicht erscheint, hat für jeden veräumten Tag 12 Schilling zu zahlen. „Es sol auch der Brunn sonstn sein sauber und rein gehalten und dabey weder Viehe getrencket, Fische oder Rothschier (d. i. getrockneter Stockfisch) gewaschen, noch einig unslätig eimer oder geschirr außgespület, noch unslöttige Tonnen oder Ballien (d. i. Holzgefäße), wie geschehen pflögte, darauf gesezet und voll wassers dabey stehen, viel weniger aber windeln oder ander gezeug darbey gewaschen, noch laugen, Aschen oder dergleichen unslath dabey außgegoßen werden, also daß solches in den Brunn fließen möge. So sol auch keine Mistpfütze bei dem Sode gehalten, sondern der Rennestein allenthalben frey und offen gehalten werden, bey straffe, alles, wer wieder diesen Articul thut, 12 Sch.“ Um „in Fenersnöthen, welche der Allerhöchste Gott in Gnaden abkehre,“ eingreifen zu können, müssen zwei Feuerleitern und ein Feuerhaken vorhanden sein, ferner ein Wasserkübel, auf einen Schlitten gesaßt. Es ist verboten, die eingehenden Gebühren bei den Zusammenkünften zu verzehren, vielmehr sind die Gelder nur für die Instandhaltung des Brunnens zu verwenden und die einkommenden Summen auf Zinsen auszuleihen.

Im dritten Abschnitt wird dargelegt, „was wegen dieses Sothbuches ist angeordnet worden“. Der erste Altermann soll die Satzungen aufs sorgsamste aufbewahren, er haftet für jeden daran eintretenden Schaden. „Es sol jährlich in der zusammenkunft diß Buch vor der Erbaren Zunft mit gebührenden Solennitäten (d. i. Feierlichkeiten) verlesen werden. Erstlich sol der Altermann aufschlagen und ein jegliches dabey sein Haupt blößen und es also verlesend anhören, bey straffe 4 Sch. Fürs ander sol niemand unter der Verlesung des Buches Gespräch halten noch mit ungestüme deme Vorleser inns wort fallen, sondern da jemand bei Verlesung eines puncts oder Articuls etwas Nothwendiges anzubringen hette, der sol deßen Erlaubniß bitten und, nachdem die rede geschlossen, stille sein, bey straffe 4 Sch. Zum dritten sol diß buch bey gemeßigtem truncke verlesen werden, und darumb soll unter der verlesung des ganzen buches nicht mehr als Zwo Kannen bier — die Zunft sei so stark sie wolle — außgetruncken werden, bey straffe 2 Sch., wer mehr zu trincken foderte; und damit ein jeder nüchtern diese Articul anhöre, so sol alßfort, nachdem 2 Kannen außgetruncken [sind,] der Anfang zur Verlesung gemacht werden, [daß al]so in allen nur 4 Kannen bier vor und [nach dem] Lesen auff den tisch kommen sollen. [Und sol ind]eß mit lauter stimme, langsam [und deutlich] verlesen werden, damit es ein jeder [versteh]e. Werde aber etwas in einem oder andern Articul vorkommen, daß jemand nicht verstünde, so stehet ihm frey, bescheidenlich darnach zu fragen, und sol nach eingenommenem bericht wiederumb gehöre geben.“ Jeder etwa vorgekommene Verstoß gegen irgend eine Nummer der Satzungen muß angezeigt werden. Unter-



lassung der Anzeige ist strafbar. „Nachdem daß Buch verlesen ist, so sol der Altermann befördern, daß die einnahme und außgabe, jedwedens an seinen Ohrt in gewisser Rubric, ordentlich und zum kürzesten verzeichnet werde. Eß sol aber fleiß darin angewant und nichts cancellirt oder radiret, durchgestrichen, außgekrahert oder zerſchnitten werden, damit daß buch in würden bleibe.“

Der vierte Abschnitt erzählt „von den Alterleuten und dero Ambte“. Der Sodzunft stehen zwei Alterleute vor, „alß auch vor alters beliebt worden“. Der „ältere“ heißt auch Senior oder Ordinarius, der „jüngere“ ist der Stellvertreter oder Vice Altermann, „gleichsam ein Assessor“. Jeder von ihnen bleibt ein Jahr oder, da der jüngere jeweils nachrückt, im ganzen zwei Jahre in seiner Stellung. „Eß ist aber der Elterleute Amt dieses. Dem Eltesten gebühret, daß wort und Regiment zu führen, die Straffe nach laut dieser Constitution außzusprechen, einen und andern umb des Sodes nothdurfftigkeit und wegen der Zunft zu verschicken und alles, wß oes Sodes bestes erfordert, der Zunft vorzutragen. Dem Jüngerem gebühret, die Sothbrüdere zu convociren (d. i. zusammenzurufen), Mit zu Consultiren (d. i. zu beraten), waß des Sodes und zunft bestes erfodere, und in allen fellen dem Eltesten behülfflig zu sein. Ihnen beiden gebühret, zu verordnen, wß am sode und in der Zunft von nöthen, eß sey zu Arbeiten, Bier zu verschaffen, die Arbeitsleute zu belohnen, die Registra zu bestellen, Schuld einzufodern, der zunft Friede und einigkeit zu [h]eben und schaffen, wie dan auch alle Articulos dieser [Const]itution im schwange zu erhalten und auff die [bawung, wie gut oder böse die gemachet werde, [augenmerk] zu haben.“ „Denen Altermännern gebühret auch nicht ohne einen stab in der Zunft zu erscheinen, sondern sollen sich deßen bey der Auffklopfung allemahl gebrauchen, zumahl[en eß] noch niemand anders, der auß bravat (d. i. Troß) Eß [thun möchte,] mit der hand auf den tisch zu schlagen, nicht [erlaubt ist,] sondern bey peen 2 Sch. verboten.“ Jährlich finden drei Zusammenkünfte statt. Am lezten Weihnachtstage sollen die Elterleute „sich mit den zunftgenossen bereden, woher jegen Johannis Bier zu nehmen sey“. Ist auß Grund der Sazungen kein Bier fällig, so wird die Cieserung von Gerste unter den Mitgliedern umgelegt. „[Darauß sol] malz gemacht und jegen Johannis hier davon [gebrawet w]erden, und solches untadelig.“ Vier Wochen vor Johannis sodann „sol besehen werden, wß am sode zu bawen, und wß wegen des biers und andern sachen nötig ist beredet werden.“ „Daß dritte mahl sol sein Am Johannis abend, da sollen die zunft verwante Abends vorhero beruffen werden zu Arbeiten. Wan aber große bawung am sode nötig, so auff Joh. Abend nicht vollzogen werden mag, so sollen sie nach Ihrer und des Sodes gelegenheit eher und vorhero Zeitiger dieselbe Zunft convociren lassen.“ Verspätung bei den Sigungen wird mit 3 Sch., Fernbleiben mit 6 Sch. geahndet. Wer durch „wahre Ehehasst“ (d. i. eine gesetzliche Pflicht) am Erscheinen verhindert ist, („ehelassete Verhsinderung“), gilt als entschuldigt. Führen müssen auch die Alterleute leisten, doch sind sie mit keinerlei Handarbeit zu beschweren. „Wan ein Alterman abdancket, der sol dem Sode zum besten 10 Sch. alß seine Eltermannsgebühr entrichten.“ „Wan lauffendes hier außser der Arbeit da ist, dazu sollen die Elterleute auch die Frauen citiren lassen, bey 2 Sch. straffe ein jeglicher alterman, so sie es unterlassen.“

Der fünfte Abschnitt wird mit den Worten eingeleitet: „Nun wollen wir in eßlichen Articulen vom Bier in dieser zunft und von dem Gelage reden.“ „Eß soll das Gelage am Johannisstage nicht zu Mittage, sondern allererst nach geendigeter Desperprebigt angestellt werden, damit ja unterm Gottesdienste kein



gesöffte gepfleget werde.“ Wer von dem Bier „umbstößt oder verschüttet“, „mehr als mit der Hand könnte becirkelt werden“, der muß das angestechte Faß wieder füllen. „Und so es jemand sehe und verschweigen oder für jenen intercediren (d. i. eintreten) wolte, der sol zusamt dem Verbrecher in gleicher peen verfallen sein,“ ebenso wer „sich über gebühr bezechete und auß trunkenheit . . . spent.“ „Eß sol auch niemand ohne erlaubnuß jemanden über den Rennenstein schencken, bei peen 2 Sch.; jedoch einem guten Fr[ei]und innerhalb Gelages zu ein oder andern ma[ss]l schencken, ist gerne Vergönstigt.“ „Niemand sol auch die Erbarkeit desto balß verletzen noch auff Brüderschafft noch Gesundheit oder solnst auß Orter die Kanne außzusauffen sich unterstehen, noch es andern [darin nachthun] oder dazu nöthigen, bei peen 2 Sch.“ „Sechßwöchnerinnen aber und krandken leuten kan auß Erlaubnuß eine Kanne bier zu hause geschicket werden.“

Im sechsten Abschnitt wird angeordnet, „wz der Erbarkeit, Zucht und Gottesfurcht zu staten komme und ein ergerliches leben hemme und hindere“. Fluch und Gotteslästerung kosten 6 Sch., bei Wiederholung doppelt und dreifach. Je halb so viel zahlt, wer sich unterfängt, „mitt unverschämpten reden und Leichtfertigen worten, dadurch Gott erzürnet, die Jugend geärgert und züchtige Ohren und herzen laediret und turbiret (d. i. verletzt und verstört) werden, heraus zu fahren“. Mangelnde Verschwiegenheit in Sodesachen wird mit 12 Sch. geahndet. Wer über einen Andern ehrenrührige Reden führt, gibt eine Tonne Bier und muß Abbitte leisten. Auf Keissen, Zanken und Schlägerei steht eine halbe oder eine ganze Tonne Bier als Strafe. „Jedoch ist hiemit nicht angesehen, so jemand mit einem w[ie]dertheil umb des Sodes beste reden und zanken muß.“ Schließlich aber führt uns alle der Weg in jenes Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Wie „Horatius singet:

Eß klopft der Tod zu gleichen an  
Beim Reichen alß beim armen Mann.

Und Jener Poet sezet:

Beid Alt und Jung ohn unterschied  
Des Todes sichel abemeyt.

Und solches die tägliche erfahrung wahr machet: — So trägt sichs auch dahero offtmalen zu, daß man in Pestilenz und andern graßirender Krankheit zeit die lieben seinigen kaum kan Zur erden getragen bekommen, wan sie ihme durch den Zeitlichen Tod sind hingerißen worden, Zumahlen sich ein jeder wegen kliebender seuchen schewen thut. Inzwischen aber nicht minder Natürliches, auch Geist- und weltlichen Rechtsens ist, daß man die todten gebührlig zur erden bestetige.“ Darum wird festgesetzt, daß alle Sodb Brüder nebst ihren Frauen sowie auch die Einlieger den verstorbenen Mitglidern das letzte Geleit geben sollen und daß je nach dem Alter des Toten sechs, vier oder zwei Personen die Leiche zu tragen haben.

Der siebente und letzte Abschnitt handelt von der „Vollstreckung der Straffen“. Wer sich weigert, eine festgesetzte Strafe zu zahlen, wird von der Gesamtheit der Sodb Brüder im eignen Hause gepfändet. Etwa geleistete Pfandwehre verstärkt die Strafe. „Wan aber [außerhalb solchen Heusern, und darin wir ganz nicht [zu] walten haben, eine pfandung müste verrichtet [werd]en, so wollen wir auß gönstige Erlaubnuß des Regirenden Herrn Bürgermeistern dem Raths oder Gerichts Diener solche pfandung verrichten lassen.“



Damit übrigens „dieser Articuls brieff nicht löchericht und krafftloß“ werde, so „haben wir zu mehrer urkundt und beglaubigung beßen Obigen allen Unß in ganzer Commun diesem Articuls brieff und Zunfttsordnungen mit untersetzung unserer Tauf und zunahmen, alß auch Pitschafften und in deren erman gelung mit eines jeden erwehleten Handt- und Haußzeichens, so einiges ge brauchen, Verbündig und Obligat gemachet. So geschehen in Gnöjen in Aedibus (d. i. im Hause) Hanß Klebowen alß Iziger zeit Zunfts Altermanns, Am 25. Monatstage Junii war Der tagk nach Johannis Baptistae Anno 1663.

(gez) Ties Kröger (gez) Hans Klebow (gez) Ties Maef

(gez) Joachim Louwe (gez) Christianus Matias

und weiter: Michel Vierow, Joachim Krüger, Peter Goitke und Joachim Klünder, Welche gleichfalls diese Constitution Corfirmiret (d. i. bestätigt) haben, Schreibens unerfahren, alß haben sie mich bittlichen ersuchet, Ihre Tauf und zunahmen hieher unterzuschreiben, welches Ich, wie Zu sehen, verrichtet, und haben S[ie Ihre] handzeichen selbst dabey Verzeichnet. (Die Handzeichen werden überwiegend durch die Anfangsbuchstaben von Vor- und Zunamen dargestellt, einmal auch durch drei Kreischen, ein andermal durch ein Hakenkreuz, schließlich durch Zirkel und Winkel.)

(gez) Kph Schle[eff.]

Die Aktenlage enthält weiter ein „Verzeichnuß aller Heuser und wüsten städten, so an den Sodt, auff dem Sandhofe belegen, gehören“. Von diesen zwanzig Stellen lagen im Jahre 1663 etwa sechzehn noch immer wüst. Vier scheinen schon bebaut gewesen zu sein, wenn auch meist nur mit dürftigen Hütten. Wohl nur auf einer einzigen Stelle stand ein besseres Haus; denn es wird regelmäßig mit diesem Namen bezeichnet und sein Besitzer ließ niemals eine Schuld anstehen. übrigens deckten sich die alten Hausstätten nicht mit den neuen. Michel Wulffs Stelle war unter mehrere neue Ansiedler aufgeteilt worden, und bei manchen Eigentümern heißt es: „hat zwo steten Inne“ oder „hat zwo steten bebawet“, einmal sogar: „Matthias Maas hat drey wüste steten Inne“. Die Zahl der Mit glieder betrug ursprünglich neun, stieg dann aber von Jahr zu Jahr, wenn auch langsam.

Recht fesselnd ist das „Protocollum, darin alles und jedes verzeichnet ist, waß nach wieder aufgerichteter Constitution bey diesem Sode und Zunfttsgeößen geschehen und vorgegangen“. Aus ihm soll Einiges mitgeteilt werden. Im Jahre 1664 wurden „die Hölzer zur Seule, Schwang und schlendke gefellet und . . . an gefahren und . . . der Soth vollend fertig gemachet“, auch mußte ein neuer „ensen beschlag zur schwangruthen“ beschafft werden, da die Soldaten seinerzeit den alten Beschlag mitgenommen hatten. In den nächsten Jahren stellten die Sodbrüder zwei Feuerleitern und zwei Feuerhaken her, und einen weiteren Feuerhaken kaufte man dem Ratsdiener Christian Dührwater ab. Natürlich wurde auch der Sod wieder ausgebessert und gereinigt. Die alljährlichen Gewinn- und Verlustrechnungen haben recht bescheidenen Umfang. Die darin vorkom menden Ausgaben betreffen außer dem Bau und der Unterhaltung des Brunnens noch die Kosten einer Pfändung und einer Klage nebst anhängenden Gebühren, die Beschaffung von Schreibpapier sowie — was eigentlich nicht hätte sein dürfen — einigen Verzehr an Bier, Kringeln, Rindfleisch, Baumöl und Pfeffer. Die Zunft hatte viel mit säumigen Schuldnern zu tun, die sie auch hie und da mit Erfolg verklagte, wobei „Matthias Maas Schriftlich dociret“. Einer von



den Sodbriidern war in besonders dirstiger Lage und dabei ein schrecklicher Schwager. Er muhte mehrfach in Strafe genommen werden, weil er sich zu Schmahworten hatte hinreiuen lassen und weil er „die in der Zunft beredeten heimlichen Schlue dem Sode zu mercklichem nachtheil aufgetragen und dem Jegentheil solches wieder oeffentlich gethanes Verbott geoffenbahret“ hatte. Auch eine Witwe stiftete mehrfach groben Unfug, nahm „beide Cränze weg, so man den Alterleuten gemacht hatte“, und liee sich nicht zur Ruhe bringen: „Der Teuffel solte deme den Halz zerbrechen, der dae erste wort von den Cränzen geredet hette, und sie wolte nicht straffellig sein, wolte auch nicht erscheinen, und der Teuffel solte Sie holen, wo sie innz künfftige einen trunck hier von des Sodes besten genieuen wolte, und drauff den Stock, welchen Sie in der hand gehabt, auf effer weggeworffen und dabey hefftig geschmahet.“ Ein andermal „nach verrichteter Arbeit Ist die Göttesche ohn uhrlaub vor die Tonne gangen. Weil nun der Elteste alß Matthias Maaß zwar auf scherz zu Ihr gesagt, wer ihr solches befohlen? und gelachet, ist Sie Stillschweigend hinausgelauffen und hat Christoph Schleffen drey witte (d. h. Weispennige, zus. gleich  $\frac{3}{4}$  Schillinge oder 9 Pfennige) vor die nase uff die erde geworffen und gesagt, damit wolte Sie einen pott hier bezahlen, den Sie vertruncken hette. Christophorus Schleeff g[ab] Ihr zur Antwort, Er wehre hierüber weder Richter noch R[ed]ner, Sie solte Ihr Geld behalten, eß würde kein gut th[un]. Da ist sie mit hönischen geberden davon gangen.“ Die Zunft blieb gegen ihr Betragen machtlos, während man die Männer alle im Zaum hielt und zur Ordnung zwang. 1666 wird das Verfahren, die Altermänner durch Kränze zu wählen, abgeschafft. „Wolten aber die Frawen und Jungfrawen, wann der newerwehlete Altermann dae Regiment empfangen hat und Ihme Stab und Buch überantwortet und dae Amt völlig aufgetragen ist, demselben Zum höfflichen praesent und auf discretion auf feinen Kreutern und blumen einen Crantz überreichen, so ist solcher nicht zu verschmahen, sondern, wofern Er untadelich ist, anzunehmen. Jedoch, dae Sie sich ferner deß vermeinten Rechtes nicht gebrauchen, alß müsten Ihre Cränze notwendig dabey sein und dadurch die Elterleute gewehlet werden. Wolten aber die Frawen oder Jungfrawen zu Ihrem Andenken dae Regiment (d. i. den Stab) mit einem Zierath verehren, solches sol zu Dank angenommen werden.“ Mit dem Jahre 1676 schläft die Buchführung fast ganz ein. Doch finden sich späterhin noch so viel Vermerke, dae man wenigstens die Namen der Alterleute von 1681 bis 1686 wieder feststellen kann. Den Beruf des einzelnen Mitgliedes nennt das Sodbuch recht selten, weil er ja den übrigen Sodbriidern wohlbekannt war. Die Besitzwechsel dagegen und die Gebühren dafür finden sich so gut eingetragen, dae man die Heiraten und Todesfälle aus dem Sodbuch ebenso leicht wie aus dem Kirchenbuch entnehmen kann. Von 1686 ab fehlen auf längere Zeit alle Nachrichten über den Brunnen. Vielleicht ist daran der neue Stadtbrand vom Jahre 1710 schuld, über den der Chronist Wiggers schreibt: „Die Brunnen wurden ebenfalls vom Feuer ergriffen.“ Von 1758 ab gehen die Niederschriften wieder bis auf die Gegenwart, wenn auch wohl nicht so ausführlich wie früher. Ich habe sie noch nicht geprüft, da die neuere Sodzeit meiner Teilnahme ferner liegt.



## Bemerkungen über die klassizistische Architektur Mecklenburg-Schwerins.

Don stud. phil. Arth. Baalk, Hamburg.

„Allein niemand bedachte, daß wir nicht sehen können wie die Griechen, und daß wir niemals wie sie dichten und bilden werden.“

Goethe, Dichtung und Wahrheit, 15. B.

Der „Rembrandtdeutsche“ Julius Langbehn, Chamberlain und andere Schriftsteller der germanophilen Richtung haben den Klassizismus abgelehnt als eine den Deutschen artfremde Kunst. Sie erkannten wohl die Sehnsucht deutschen Geistes nach dem Süden und seiner alten Kultur und wußten, daß aus dieser Sehnsucht heraus der Klassizismus zum Teil erwachsen ist; sie erkannten aber auch, daß die klassizistischen Reaktionen heillose Verwirrung schufen. — Wichtig wurden die Untersuchungen des geschichtsphilosophischen Relativismus, die das Problem des Verhältnisses von Gotik und Klassik betrafen und die gänzlich verschiedenen Inhalte dieser beiden Formenwelten erwiesen<sup>1)</sup>. Neuerdings ist durch Ludwig von Bertalanffy auch der Klassizismus in den Kreis dieser Betrachtungen hineinbezogen worden<sup>2)</sup>.

Aller Klassizismus ist für Bertalanffy „antiker Geist, gesehen mit dem Blicke des gotischen Geistes, Klassisches in gotischer Spiegelung“. Also nicht nur Kopie des Antiken.

In der Literatur ist die „Iphigenie“ dafür sicher das hervorragendste Beispiel. In der Architektur aber hat wohl die Sehnsucht des gotischen Geistes die Künstler zur Verehrung der Antike getrieben, in der Auswirkung erkennt man aber dennoch zumeist nur Nachahmung. Eben deshalb ist es — unbeschadet der kunstwissenschaftlichen Betrachtung — eine Frage des guten Geschmacks, ob man den Klassizismus in der Baukunst anerkennen oder ablehnen will.

Eins hat der Klassizismus freilich für sich: er baut selbstverständlich mit den klaren, übersichtlichen Formen der Antike. Darum kann man ihn nicht verächtlich machen, wie man die Neugotik des 19. Jahrhunderts verächtlich macht, weil sie der nötigen körperlich-sinnlichen Grundlagen der Baukunst entbehrt.

Mindestens eine empfindliche Stelle jedoch bietet der Klassizismus: wir sind gewohnt, auch das Material zu beachten und alles, was auf Täuschung ausgeht, als unkünstlerisch zu empfinden, zu verwerfen. In diesem Sinne ist der abbröckelnde Verputz, der hinter Kannelüren die Backsteine verrät, sicher etwas Häßliches. —

Mögen auch die ersten Anregungen zu neuen Stilen immer vom Auslande nach Deutschland hineingetragen sein, so wurden doch die Formen alsbald bodenständig, gerieten in Einklang mit den Bedingungen der neuen Umgebung. — So könnte man sich die Marienburg nie ins Bergland, die Burg Elß nicht in die Tiefebene versetzt denken. — Die bayrische „Walhalla“ aber könnte leicht mit der Berliner Nationalgalerie tauschen: Säulen, Freitreppen und flaches Dach hier wie dort.

Die klassizistischen Bauten haben etwas Unindividuelles, damit etwas Charakterloses, zum mindesten etwas Langweiliges an sich.

<sup>1)</sup> W. Worringer, Formprobleme der Gotik. 1911. K. Scheffler, Geist der Gotik.

<sup>2)</sup> L. v. Bertalanffy, Über Gotik, Klassik und Klassizismus. Hambg. Fremdenblatt, 15. März 1924.



Man erinnere sich der Worte des jungen Goethe in dem Hymnus auf Erwin von Steinbach, die er kaum fünfzehn Jahre nach ihrer Niederschrift freilich verleugnete: „Eure Gebäude stellen euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie gen Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen.“

Erträglich sind die klassizistischen Formen in der nordischen Landschaft nur, wenn sie ins Kleine überseht sind, wobei sie häufig etwas Idyllisches annehmen. Mir scheint, hier könnte man vielfach sogar von sehr gelungener „Eindeutschung“ sprechen.

Da Klassizismus im weiteren Sinne immer die Übernahme klassisch-antiker Formen bedeutet, tragen natürlich die Bauten der Renaissance gleichfalls schon ein antikisierendes Gewand. Als Reaktion auf das Barock folgt dann die Epoche des eigentlichen Klassizismus, der die Renaissanceformen wieder zurückbildet zu den schlichteren antiken.

Es zeigen also auch von den mecklenburgischen Bauten des 16. und 17. Jahrhunderts schon einige, besonders die einfacheren, klassizierenden Einschlag, beispielsweise das Schloß zu Neustadt.

Die frühesten und zugleich die bedeutendsten klassizistischen Bauten des Landes finden sich dann in Ludwigslust. Die klassizistische Architektur ist hier vor allem deshalb von besonderer Bedeutung, weil Ludwigslust eine nach bestimmten Plänen entstandene völlige Neuschöpfung darstellt, die unter der Regierung der Herzöge Friedrich (1756—1785) und Friedrich Franz I. (1785—1837) aufgeführt wurde.

Ähnlich einheitlich ist außerdem nur Doberan-Heiligendamm angelegt und die größte Anlage unter den klassizistischen Landschlössern, Burg Schütz.

Über Ludwigslust existiert seit einigen Jahren ein verdienstvolles Buch<sup>3)</sup>, das die klassizistische Architektur des Ortes darstellt, freilich ohne die Baugeschichte der Kirche und des Schlosses zu behandeln.

Gerade die Kirche (1765—1770) aber ist ein auffallendes Gebäude<sup>4)</sup>. — Einem mit drei Seiten aus dem Achteck geschlossenen Backsteinverputzbau ist eine Säulenhalle vorgelagert, die aber über die Breite der Kirche weit hinausgeht. Der einschiffige, tonnengewölbte und kassettierte Innenraum ist beiderseits von acht riesigen Säulen flankiert. Der Altar steht auf einer Erhöhung hinter der Kanzel.

Die Ehrenrettung der Ludwigsluster Kirche, die Schlie unternimmt, ist doch kaum noch aufrechtzuerhalten. Gar zu äußerlich ist die Säulenhalle, gar zu absonderlich der Gedanke, die Orgel hinter einem Riesengemälde zu verbergen, gar zu reklamemäßig das frei in die Luft ragende große Christusmonogramm.

Die größte Beachtung verdient der Wohnbau in Ludwigslust, wie er vor allem in dem noch heute fast ganz einheitlichen Trakt der Schloßstraße auftritt: ein Normalhaus in geschickter Gruppierung und an passenden Stellen der Straße in etwas veränderter reicherer Gestaltung.

<sup>3)</sup> Dr.-Ing. Johannes-Paul Dohbert, Bauten und Baumeister in Ludwigslust. Ein Beitrag zur Geschichte des Klassizismus. 1920. — S. ferner: Architekt O. Zieler, Ludwigslust, ein mecklenburgischer Fürstensitz, Ein Kleinstadtidyll, in „Der Städtebau“, Heft 1/2; 1919.

<sup>4)</sup> „Vielleicht der seltsamste protestantische Kirchenbau, der jemals zur Ausführung gelangt ist. (Der Kirchenbau d. Protestantismus 1895 S. 94.)

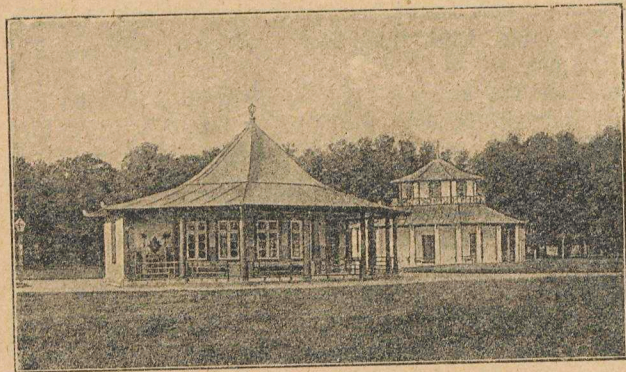


Auch die klassizistische Architektur Doberans ist Gegenstand einer neueren Abhandlung<sup>5)</sup>, aus deren Ergebnissen allgemeinerer Art festzuhalten ist (s. dazu auch oben S. 12. 13): In Doberan war eine so regelmäßige Bebauung wie in Ludwigslust nicht möglich, weil „die vorhandene Dorfanlage sowie die natürliche Beschaffenheit des von Hügeln und tiefliegenden Wiesen durchsetzten Geländes einer derartig regelmäßigen Ausbildung Schwierigkeiten entgegengesetzt hätte. Nichtsdestoweniger zeugt das Städtebild, das im Laufe von etwa 30 Jahren entstand, von einem feindurchdachten Plan und einer geschickten Anpassung an das Gelände.“

Ferner ist zu betonen, daß eine Beeinflussung der Architektur von der damals immer noch im Ausbau befindlichen Residenz Ludwigslust nicht erfolgt ist.

Als Kuriosa unter den Bauten Doberans mögen die Pavillons auf dem Kamp hervorgehoben werden, da sie eine sonst im Klassizismus nicht übliche Vermischung ostasiatischer und klassizistischer Bauformen aufweisen.

Das sogenannte „Neue Gebäude“ zu Schwerin (1783—1785) mit seiner dorischen Kolonnade in seiner Lage vor der Südseite des gotischen Domchores könnte am besten den Gegensatz von artfremder und bodenständiger Kunst (soweit es eine solche im Koloniallande gibt) erläutern: bei dem Säulenbau die bloße Nachahmung, die sich bemüht, mit unzureichendem Material den Eindruck des Vorbildes zu erreichen. Dem gegenüber die lebensvolle Umbildung gleichfalls fremder Formen zur Materialgerechtigkeit



Pavillons in Doberan.

der Heimat einerseits, zum Träger des Ausdrucks eigener Kunstgefnung andererseits. (Abb. S. 65.) —

Nun ist das „Neue Gebäude“ freilich — das muß zugestanden werden — unter den klassizistischen Bauten nicht nur Mecklenburgs, sondern überhaupt, eine verhältnismäßig glückliche Erscheinung. Man beachte dabei vor allem auch das wirkungsvolle Mansardendach! Und wenn man von der Forderung nach Bodenständigkeit und von dem historischen Wissen um die falschen Grundlagen des Klassizismus einmal absehen will, so kann man den Zusammenklang des Griechischen und des Gotischen des hinüberraagenden Domes in diesem Falle dennoch schließlich als charaktervoll und gelungen bezeichnen.

Schwerin besitzt in dem Regierungsgebäude an der Schloßstraße (1825—1833) noch ein weiteres bedeutendes Werk des Klassizismus. Es ist allerdings unmöglich, es noch heute, wie Friedrich Lisch 1843 tat, als „vielleicht das schönste Gebäude in den deutschen Ostseeländern“ anzusprechen, auch dann, wenn man nicht — um das treffende Wort des Hamburger Hans Förster zu gebrauchen — unbedingter „Gotikfanatiker“ ist.

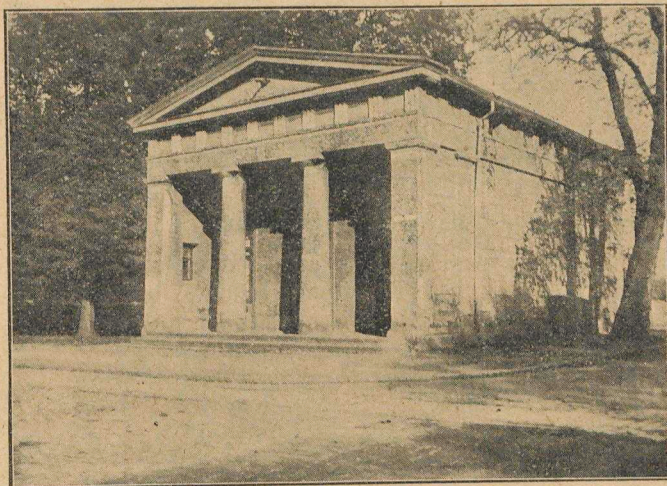
<sup>5)</sup> Dr.-Ing. Hans Thielcke, Die Bauten des Seebades Doberan-Heiligendamm um 1800 und ihr Baumeister Severin. 1917.



Goethe achtete von den italienischen Bauten der Renaissance nur die, die der antiken Form am nächsten kamen, mithin manche rein akademische Schöpfungen zweiten und dritten Ranges. Wir hingegen sollten unter den Werken des Klassizismus gerade diejenigen bevorzugen, die die größere Selbständigkeit zeigen und sich am weitesten von dem antiken Vorbild freimachen.

Diese Loslösung vom antiken Schema mit dem herkömmlichen Apparat von Tympanon, Säule und Pilaster zeigt sich besonders bei den Bauten des Biedermeierstils, zu dem beispielsweise die Fassade des Rathauses zu Güstrow gehört, die freilich zur Gliederung der mittleren Obergeschosse noch Pilaster verwendet. — Durch ein völlig unarchitektonisches Mittel — das man aber in diesem Zusammenhang erwähnen muß, weil es bestimmend ist für das Aussehen des Gebäudes — wird dem etwas spröden Verputzbau eine lebendige Wirkung verliehen: nämlich durch die Menge

der roten Geranien, die in Blumenkästen außen vor den Fenstern hängen — eine prachtvolle Belebung der Fassade, die leider nur die halbe Zeit des Jahres möglich ist. Allgemein gesprochen bedürfen klassizistische Bauten, die in ihrer Formenstrenge so ganz und gar nicht malerisch sind, für ein nordisch gewöhntes Auge der Er-



Torhaus zu Schwerin (Berliner Tor).

gänzung durch milderndes und vermittelndes Laub. Damit soll nicht einer romantischen Verwässerung der Architektur das Wort geredet werden; schließlich handelt es sich hier nämlich um ein Supplement zu einer Kunst, die der wertvollsten Voraussetzung, der Bodenständigkeit, entbehrt und nun auf diese Weise mit ihrer Umgebung zusammengebracht werden muß.

Ein anderes Mittel, die grauen Wände der klassizistischen Bauten zu beleben, ist natürlich der Anstrich mit lebhaften Farben. — Zu Beginn des Klassizismus ist hier und da noch eine verschiedenfarbige Bemalung von Gebäuden erfolgt, die aber heute verschwunden ist. Die Bestrebungen, neuerdings wieder stark farbige Hausfronten zu schaffen, die bekanntlich vor wenigen Jahren von Magdeburg ausgingen, erzielten häufig überraschende Wirkungen.

Um auf das Güstrower Rathaus zurückzukommen, so ist der Vorschlag des Pastor Wundemann in seinem Buche „Mecklenburg in Hinsicht auf Kultur, Kunst und Geschmack“ (1803) von Interesse, daß man dem Bau einen geraden Abschluß, mit einigen Statuen besetzt, hätte geben sollen, natürlich wegen des reinen klassischen Stils. Der Architekt hat indessen die gefälligere Dreitheilung vorgezogen, „so gegliedert, daß die Seitengiebel die Größe und Gestalt des ortsüblichen bürgerlichen Giebelhauses haben und dadurch zu dem außergewöhnlichen Mittel-





Schmiede zu Hohenzieritz.

giebel überleiten“.  
(G. Wolf, Die nord-  
deutsche Stadt.)

Jenen eingangs  
erwähnten idylli-  
schen Klassizismus  
vertreten recht gut  
einige Torhäu-  
ser. Näher be-  
trachtet ist das  
Idyllische freilich  
nur relativ, liegt  
vor allem gar nicht  
in dem Gebäude  
selbst, sondern wird  
vielmehr von dem  
Gebildeten, Gemüt-  
vollen in der archi-  
tektonischen Erschei-  
nung empfun-  
den. Hier nun

tritt einem etwas entgegen von dem Reize der Kleinstadt des 18. und 19. Jahrhunderts, der diesen Bauten anhaftet, jener Kleinstadt, die zwar schon dem Festungsgürtel des Mittelalters entwachsen ist, aber sich dennoch so abgeschlossen verhält, die des Abends zur bestimmten Stunde den Bürger in ihre Mauern zwingt und deren Eingänge von einer Art Militär bewacht werden, das den Spitzwegischen Charaktergestalten ganz ebenbürtig ist.

In jenen Torhäusern aber, vor deren griechischen Säulen so ergötliche Menschen die städtische Macht repräsentierten, liegt dennoch ein Zug von Größe.

Den Torhäusern in der Gestaltung verwandt sind ein paar Dorfschmieden, und mir scheint: das Handwerk und die Gestaltung des Schmiedes — die oft genug Gegenstand der Dichtung wurden — sie passen recht gut zu dem kleinen säulenbewehrten Tempel, der hier zur Werkstatt dient und der einer gewissen Feierlichkeit nicht entbehrt \*).



Friedhofstor zu Wöbbelin.

\*) Eine solche Schmiede findet sich z. B. in Gr. Grabow bei Krakow; es war jedoch nicht möglich, davon eine Aufnahme zu beschaffen. Wir setzen deshalb das Bild der ganz ähnlich gestalteten Schmiede zu Hohenzieritz (M. Strelitz) hierher.



Eine besonders gelungene Nachahmung römischer Antike stellt das Friedhofstor zu Wöbbelin dar, das in Gestalt eines Triumphbogens errichtet wurde, wie Eisch berichtet, nach einem Entwurfe Schinkels. Doch läßt sich dies anscheinend nicht nachprüfen. Schlie erwähnt es leider gar nicht, desgleichen geben Pfarrakten und Pfarrchronik nach Mitteilung von Herrn Pastor Kallies-Neustadt keinerlei Auskunft über Ursprung und Erbauung des Tores.

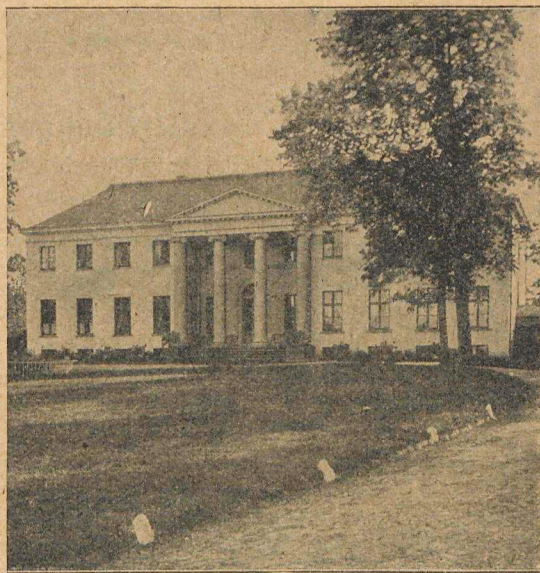
In einem Lande, wo der grundbesitzende Adel zu damaliger Zeit einen so bedeutenden Rang im Leben des Staates einnahm, darf man mit Recht gespannt sein, welchen architektonischen Ausdruck er seiner Stellung gab.

Manches Herrenhaus in seiner vornehmen Reserviertheit, die ein paar große Säulen gewichtig betonen, ist getreues Abbild feudaler Gesinnung (Schönfeld, Diekhof).

Einer andern Einstellung verdankt Burg Schütz seine Entstehung. Hier macht sich neben einer großen adeligen Baugesinnung die praktisch-romantisierende Seite geltend, die sich in mancherlei Kleinigkeiten ergeht, ohne sie freilich in jedem Fall zu reiner künstlerischer Form durchbilden zu können.

Für die meisten ländlichen Anlagen gilt, was der alte Wundemann in seinem Buche schrieb: „Sobald wir sie mit Partien in England oder Rheinsberg, Wörlich usw. vergleichen wollten, würden sie ins Kleinliche zurücksinken.“ Er gibt dafür eine sehr ehrliche Begründung resp. Entschuldigung: „Für solche Anlagen ist uns auch der Boden viel zu kostbar.“

Es fehlen aber auch so eigentliche Idyllen, wie das Schloßchen Charlottenhof bei Berlin, vor allem doch wohl darum, daß hier dem Bauherrn der Sinn für eine derart feine Baukultur abging.



Herrenhaus zu Schönfeld bei Gadebusch.

Zieht man die Summe aus den Leistungen des Klassizismus in Mecklenburg-Schwerin, so kann man, vom Ludwigslust Schloß (s. oben S. 3) abgesehen, kaum ein Werk als besonders hervorragend ansprechen. Das Nachbarland Mecklenburg-Strelitz weist entschieden wertvollere Bauten auf, auch war dort die Bautätigkeit zur Zeit des Klassizismus eine weit regere als im Schwerinschen.

Es finden sich aber doch in Mecklenburg-Schwerin sehr zahlreiche Bauten von solider, gediegener Ausführung, die in ihrer schlichten Zweckform unserer heutigen Zeit vielfach wieder als Vorbild dienen und die, soweit sie noch als geschlossene Platz- und Straßenanlagen bestehen, Zeugen einer Zeit sind, in der es noch einen gesunden Städtebau gab.



Sieht man bei einer näheren Betrachtung selbstverständlich auch die Werte, die der Klassizismus birgt, so darf einem darüber doch nicht entgehen, daß seine Grundlagen keine gesunden sind. Die wichtigste Ursache seines Aufkommens ist ja letzten Endes der Mangel an Schöpferkraft und eigenem Stilgefühl, verbunden mit einer entsetzlichen Verallgemeinerung der Bauformen, über die ein damaliger Zeitgenosse, der Maler Koch, höhnte: „Wie sich die Schneider kleiden wie die Fürsten und die Fürsten wie die Schneider, so sind Tempel und Kirchen, Kaffeehäuser und Wachtstuben alle in gleichem Schnitt, Form und Bedeutung, oder vielmehr Nichtbedeutung. Man kann nicht unterscheiden, ob ein Tempel dem Jupiter oder dem heiligen Rochus geheiligt ist, ob der Sessel, auf dem der Kunstphilosoph thront, ein kurulischer Sitz oder ein Nachstuhl sei.“

## Mittheilungen.

**Wurten u. ä.** Wir erhalten dazu folgende Zuschriften:

Zu der Anfrage oben S. 60 wegen „Wurten“ bemerke ich, daß man mit „Worte“ oder „Wohrte“ (das o ist lang) in Westfalen n. W. das Stück Land bezeichnet, auf dem das Gehöft liegt — im Gegensatz zu den Kämpfen, die als Acker benutzt werden —; bei uns bezeichnet Worte oder Wohrte, früher Wohrthe und Worthte geschrieben, ein kleines meist wohl eingegäuntes oder mit Mauer befriedigtes Ackerstück nahe beim Gehöft, das schon vor der Separation nicht mit zur Feldkommunion gehörte, sondern dauernd zum Gehöft, das daher nach Belieben genutzt werden konnte. Der Herr, der als „Zuhörer“ erwähnt wurde, wird also Wohrte und Wurte (Warf, Warst) gleich gesetzt haben. Ob zwischen beiden Ausdrücken trotz der begrifflichen Verschiedenheit eine sprachliche Verwandtschaft besteht, vermag ich nicht zu sagen und nicht zu beurteilen. Übrigens spricht man auch von einer Pfarrwohrte, da ist der Begriff wohl schon übertragen für ein Ackerstück nahe am Pfarrgehöft gebraucht, denn Pfarr- und Kirchenländereien haben doch wohl nicht in der Kommunion gelegen? oder doch?

Joh. Friedr. Pries.

In Lübz führt gegenüber dem Forstmeisterhause ein kleiner Steig auf einen Fußweg am Rande der Stadt und eine dort belegene Gärtnerei zu, und dieser Randweg und das an ihm liegende Gartenland wurde im Volksmunde als „achter de Wurt“ früher bezeichnet und wird wohl auch jetzt noch so bezeichnet. Ich nahm früher an, daß der Ausdruck „Wurt“ einen Nebenausgang aus der Stadt bedeute, und halte es für möglich, daß die Stadteinfriedigung selbst als „Wurte“ bezeichnet worden ist.

Dr. Str at m a n n.

Worte oder Wurt ist wohl im ganzen Lande verbreitet. Der Bauer hatte einen kleinen Blumen-, einen Obst- und einen Gemüsegarten, die „Wort“. Wenn keine natürlichen Grenzen vorhanden waren, wurde sie durch einen Hackelsaum eingefriedigt; sie gehörte nicht zum Jagdgebiet.

H. W i l d h a g e n (Gnoien).

In meiner aus verschiedenen Quellen zusammengetragenen Übersicht über die Geschichte Recklinghausens heißt es um das Jahr 1200: „Die Handwerker gingen dazu über, Arbeiten auf eigne Rechnung auszuführen, ihre Erzeugnisse auf dem Markte feilzubieten und sich gegen die Zahlung des Wortzinses, einer Art Anerkennungsgebühr (Wort gleich Grundstück), vor den Toren der innersten Stadt Häuser zu erbauen.“

C. M a s c h (Recklinghausen).

In der westlichsten Ecke Mecklenburgs, im Klüßer Ort, wo ich geboren und den größten Teil meines Lebens verbrachte, wurden, wie ich aus meiner Jugendzeit erinnere, die Gärten der Katenleute allgemein von diesen „Wurt“ benannt. Bei den Bauerngehöften wird, glaube ich, heute noch nicht der eigentliche Gemüsegarten, wohl aber ein in unmittelbarer Nähe des Gehöftes befindlicher eingefriedigter Obstgarten, der meistens von einigen Stück Jungvieh beweidet wird, zuweilen noch Wurt genannt.

Ök.-Rat P. H o r n (früher Goldbeck b. Klüs i. M.).



Zu der Anfrage über Wurten teile ich mit, daß dieser Ausdruck in Gallin, zwischen Goldberg, Lübz und Plau gelegen, bei meiner Heimat sehr viel gebraucht wird. Er bezeichnete ein nicht sehr großes, meistens eingefriedigtes Ackerstück hinter dem Garten der Bauern, als sie noch nicht „separiert“ waren, sondern alle zusammen ein zusammenhängendes Dorf bildeten. Ob die heutigen separierten, einzeln auf ihrem Acker liegenden „Erbzinspächter“ auch Wurten haben, weiß ich nicht. Auch in Suckow (Grenze) kommt diese Bezeichnung vor. E. D o ß (Doberan).

In den Akten des Amtes Doberan, Amtsbücher u. a. seit 1552 hat „Wohrd“ durchweg die Bedeutung „Hofstätte mit Garten“ im Gegensatz zum Acker. Die Wohrd ist nach diesen Akten der einzige Grundbesitz des Kossaten, ein Teil vom Grundbesitz des Bauern.

Dr. B a r n e w i ß (Bützow).

Wurt (Wuhrt), hochdeutsch Wörte (Wöhrte), heißt bei Bauerngehöften, bei denen der Acker entfernt vom Gehöft liegt, das kleine Stück Land, welches unmittelbar an die Hofstelle grenzt, es hat wohl kaum die Größe einer Häuslerei in den Domantial-Bauerndörfern, ist nicht aufgehöht, auch nicht umwallt. Der obere Teil dient zum Gemüsebau, hin und wieder ein Obstbaum darauf, der untere größere zu Hackfrucht, Grünfutter, auch Getreide.

Ich kenne „Wurten“ in meinem Heimatdorf Karchow bei Röbel, auch Minzow bei Röbel, in der ganzen Umgegend von Dargun. In meinem jetzigen Wohnort Waren liegen die wenigen Bauerngehöfte in der Nähe wohl auf dem dazugehörigen Acker. Hier findet man wirklich umzäunte Gärten.

Eine Stütze in meinem Hause aus Lübz sagt, daß in Lanken bei Lübz die Bauern auch „Wurten“ haben.

Dr. D u l i ß (Waren).

Auch hier im nahen Dorfe Ditenze ist die Bezeichnung Wurt bekannt. Allerdings wird sie infolge der hier herrschenden breiten Aussprache Waud genannt; es ist ein etwa 100 m vom Gehöft an einer Wiese etwas erhöht liegendes Ackerstück. Die Grenze zwischen Wiese und Acker bildet ein aufgeworfenes Ufer, jedoch steigt der Acker auch weiter allmählich an.

W. T r e t o w (Parber bei Rehna).

Aus den in allem wesentlichen übereinstimmenden obigen Ausführungen, zu denen noch mehr kommen, ergibt sich, daß der Begriff und das Wort W u h r t im Lande noch wohl bekannt ist, auch wo es seine alte rechtliche Bedeutung heute verloren hat. Diese entsprach dem lat. area, es war die zu der Wohnstätte unmittelbar gehörende Aukungsfläche, sei es Garten oder Acker. Für diese Grundstücke wurde ein besonderer Zins bezahlt, eine Grundsteuer, sie heißt in dem alten Berliner Stadtbuch die Wörtenzins und ist dort ein interessanter Rest der alten bürdlichen Vergangenheit der Stadt. (S. R. M i e l k e in „Denkmalpflege und Heimatschutz“ 1923 S. 140.) Name, und Sache, ist bei Angelsachsen, Niederachsen, Westfalen, Altmärkern bezeugt, also eine niederdeutsche Einrichtung. Auch in Mecklenburg ist er, z. B. in Disputationsprotokollen, wo von den Pfarrwuhrtten die Rede ist, allgemein (ein Beispiel s. Jahrb. 56 S. 188). Der Name Wohrt, Wuhrt, Wörth hängt wohl mit dem oberdeutschen Wörth, das ja in Ortsnamen in Süddeutschland häufig ist, zusammen und ist mit Werder stammverwandt. Es wird ursprünglich die hoch gelegene, vor Überschwemmungen gesicherte Hofstelle bedeutet haben, wie in der Teldau und im Sudegebiet noch heute, ist dann aber auf die Hofstelle überhaupt übertragen<sup>1)</sup>. Bz.

**Mäkelbörgsch Urt.** Dei Welt is hüttadaags anners as tau Großmudders Tieden. Dummals mühten dei Jungen deinen un sick ihr Ustfrier odder ne Brostfäd jülwen vanarbeiten. Don den Buern an hät hen nah den Arbeiter. Un hüt? Keiner mag sick dei Hännen mehr nutzig maken. Dat will all' höger rut. Vör allen bi dei Dirns. För ne Ustfrier mütt Vadder un Mudder sorgen. Sei bliwen fein tau Hus, lirn Raken, Sticken, Neihen — Wäben un Spinnen oewer nich! Un melken oft ok nich mehr. Sei snacken oewer gäl un läsen hochbütsch Bäuker, dängen For un Stepp un Schieber un fladusen sick mit Flidderpatissen up as son Pingstoß. Volksdaum un Heimaturt, Buern-drachten un oll Sitten — sünd jo nich „modern“! Un dei Kirls? Wenn sei bi dei Lang-hoorigen för „gebildet“ gellen willen, münten sei dat grad so maken: gäl snacken, nah

<sup>1)</sup> Während des Druckes erhalten wir noch weitere Mitteilungen und einen Aufsatz von Herrn E. S t a a k (Neukloster), der das gesamte Material zusammenstellt; wir werden sie im nächsten Hefte bringen.



dei Maud sick kleden un oewer dei Heimaturt dei Snut krüsen. — Audags säd ein Jungkiel: „Ik nähm mi mal ne Fru mit Höltentüffel un linnen Schört. Mit dei is uttaukamen.“ Dat is mal ein woher Wurt! Un ick weit, dat giwt väl son Lüüd, wecker nich den utländschen Tantlatant anbäden. Blot sei rögen sick nich. Sei sitten still, Mäkelbörger, wies doch mal, dat du dien Heimat leiw heßt! Schenier bi nich för dien Urt un lat dei annern marken: „ji sünd mi väl tau wenig“  
Korl Puls.

### Dat Volk als Dichter. Wandspruch för dei Slapstuw:

Tau Bedd, tau Bedd steiht all' mien Sinn,  
Wenn ick upstahn sall, slap ickümmer wedder in.

### Wandspruch för ne Kraugstuw:

Kumm un drink un ät die dick,  
Holl dien Mul von Politik.

### Wandspruch för nen plattdütschen Verein:

Weist nich bescheid mit mir un mich,  
Snack plattdütsch, denn blamierst die nich!

Korl Puls.

**Wasser.** In Mäkelborg heiten väl Hunnen „Wasser“. Dat kümmt einen snurrig vör. Wasser is ein hochdütsch Wurt un heit up plattdütsch: Wader. — Ik glöw nich, dat dei Hunnennam wat mit „Wader“ tau daun hett. „Wasser“ mütt wat anners tau bedüden hewin. Un dat hett dat ok. — Ein Edelmann säd mal: „Ik hew an einen Fründ von mi in Rußland schräwen un em fragt, woans dei Hof- un Schepherhunen dor heiten daun. „Wossiel“ schriwt hei. „Wossiel, nah ne mythisch Gestalt von dei Slaven, dat heit sowäl as Schutz, Beschützer.“ Hier hewin wi den Stamm. Ut den Osten stammten de ollen Bewahners in Lann, dei Wennen. Von dei is uns dei Hunnennam „Wasser“ oewerkamen. „Wasser“ is döörch „Volksetymologie“ ut „Wossiel“ ümdüdt worden.  
Korl Puls.

Einheimisch wird der Hundename Wasser hier nicht sein; ob aber die Einführung aus dem Osten kommt, ist doch zweifelhaft. In Thüringen und Sachsen und wohl auch in anderen Gegenden sind derartige Hundennamen ganz allgemein, nicht nur Wasser, sondern auch Strom (wenn das auch wohl eher = Stromer ist), Flut, sogar Donau, Elbe, Oder, und die Übertragung von dort liegt näher.  
Bj.

**Von dei Landscheid.** Nah dat grot Heimatfest in Lüttheen Pingsten 1924 is mi vörsmäten worden, dat wier kein echt mäkelbörgsch Volksdag. Dor wirn frömde, vör allen hannöversch Sitten mit tau Rum kamen. — Dei Lüttheener Zeitung bröch poor Dag vörhier einen Artikel doroever: „Die Bildergruppen und Festspiele sind der Eigenart unsers Südwestens getreu entlehnt.“ Lüttheen is ein Grenzurt. Döörch dei Lüttheen-Carsener Chaussee un dei Lüttheener Heimatzeitung, dei bi Dannenbarg noch oewer dei Elw weggeiht, bliwen dei Mäkelbörger mit dei Hannöverschen in eng Nahwerschaft. Dei Gaudow liegt sogar midden up dei Scheid. Twei Hüser künn Preußland tau. Wat Wunner, wenn dei Jungen bi Festlichkeiten sick mal ineinander verkiken! Wat Wunner, wenn döörch ne Mudder von dei annner Sied mal anner Sitten rindragen worden nah dat Döörp! Wat Wunner, wenn ok dei Sprak all wat up enge Fründschaft hendüben deid! Dor is tauierst dei Pingstkieel. Disse Grupp würd von den Gaudower Schulten, Herrn Paul Schulz, stellt, den sien Mudder ihr Weig ok anner Sied dei Rögnik stahn hett. Up dei Gaudow ward dei Pingstkieel oewer ok all Tohr stoppt. Denn dei dun Ganter, dei leider nich makt worden kunn. Dor weiten hinaß all' dei ölleren Lüüd von tau verstellen. Ähnlich so is dat mit dat Nippshuhn, ne echt hannövisch Sitt, dei oewer in früher Tieden von annner Sied mit oewernahmen is un giern upnahmen würd. Worüm süllen nich ok dei Volksgänder mit tau Thren kamen, wecker wi von uns' Nahwers krägen hewin?  
Korl Puls.

**Volkstracht.** Dazu schreibt Fr. Buddin in den Rakeburger Mitteilungen 1924 S. 45: Mit dem Heimatgedanken wird jetzt alles Mögliche geßit. An sich und zunächst ist das ja kein Fehler, aber ich fürchte, daß die schöne Bewegung, wenn sie zu



einer Modesache ausartet oder gar zur Reklame gemißbraucht wird, schließlich ihre Wurzeln löst. Wenn der Heimatgedanke nicht mehr aus dem Herzen kommt, stiftet er Unheil. Man möchte sich der großen Heimatfeste, die jetzt auch bei uns im Mecklenburgischen eins das andere jagen, von Herzen freuen, ganz gewiß — aber ich kann doch nicht umhin, ein Wort der Sorge laut werden zu lassen ob des Eifers, der dabei um unsere Volkstracht entfaltet wird. Wie oft hört man sagen: „Ach, diese schöne Tracht, wie schade doch, daß es die nicht mehr gibt — kann denn gar nichts geschehen, damit sie wieder eingeführt werde?“ Mit Verlaub, meine Herrschaften, es kann da nichts geschehen, alle Mühe wäre vergeblich — aber es soll auch nichts geschehen; denn die Volkstracht gehört in eine Zeit und in eine Umgebung hinein, die wir nicht mehr haben. Man bedenke schon vorweg, daß sie manches Unpraktische an sich hat: sie fängt Staub und Schmutz sehr leicht auf, und sie ist bei der Arbeit viel zu schwer. Gewiß, ihre Haltbarkeit muß zugegeben werden. Aber es finden sich auch unter den Erzeugnissen der heutigen Industrie unzerwüßliche Stoffe, wenn man nur denselben Preis anlegt, den heute die wiedererstandene alte Tracht kosten würde. Als uns der Krieg von der Welt abgeschnitten hatte, säten unsere Bauern wieder Flachs und hielten Schafe, und unsere Damen fingen an zu spinnen und zu weben. Ich bin fest davon überzeugt, daß die hübschen Spinnräder (unser Drechsler in Schönberg konnte nicht so viel schaffen, als angefordert wurden), die jetzt allenfalls noch die „gute Stube“ zieren, sicher eines Tages in die Kumpelkammer wandern werden. Es ist nun mal so: die Maschine arbeitet billiger und besser, und überdies glaube ich, daß die Erzeugung von Flachs und Schafwolle bei unserer Landwirtschaft eine rasch vorübergegangene Erscheinung gewesen ist. An dem allen werden auch unsere Bauernhochschulen nichts ändern.

Kein Mensch wird mir nachsagen können, ich hätte keinen Sinn für die Schönheit der alten Tracht. Als wir im vorletzten Jahre auf unseren Herdabenden die alten Tänze mit 4 Paaren in alter Tracht vorführten, achteten wir mit peinlichster Gewissenhaftigkeit auf den Zustand und auf den Sitz der Trachtenteile. Eine ältere Frau, die sich noch darauf verstand, hat die Tänzerinnen „angezogen“, wobei auch nicht unterlassen wurde, das Haar altmodisch zu knoten und zu scheiteln, damit die goldenen Hüllen richtig saßen. Es war uns eine Freude, wenn hier und da ein Mütterchen oder ein freundlicher Alter beifällig schmunzelte: „So ist's richtig, so weis dat.“ Und trotzdem haben wir im letzten Winter die Dorfgeführt nicht wiederholt. Wir werden das einstweilen auch in Zukunft nicht tun, sondern wir werden die Trachtentänze durch etwas anderes ersetzen. Und warum? Weil uns die Pietät gegen das Alte durch häufiges Wiederholen von solchen Veranstaltungen verlernt erscheint. Willst du was gelten, so komme selten!

Man sehe sich den Betrieb von heute doch einmal an. Wer versteht schließlich noch, sich die alte Tracht anzuziehen? Ohne Sinn und Verstand werden die Röcke übergehängt, gleichgültig, ob der Körper hineinpaßt oder nicht. Herabrutschen kann nichts, dafür garantiert das nicht abgelegte Korsett. Vom Legen des Brusttuches hat niemand die nötige Ahnung. Und nun gar erst die goldene Müze mit dem zurückgeschlagenen Strich — glauben Sie mir, meine sehr verehrten Damen, ich könnte Ihnen aus meinen jungen Jahren Hauswirtinnen nennen, die ihren weiblichen Untergebenen einen solchen Aufpuß einfach um die Ohren gehauen hätten. „Schämt Ti Tsch gor nich, Tsch sowat up den Kopp tau ganzeln?“

Ich meine auch, es ist nicht gut, wenn man auf den Heimatfesten mit aller Gewalt eine möglichst große Zahl von Trachten zusammenzutreiben sucht. Dann kommt's ja eben: je größer das Fest, um so ärger der Unsinn. Mir ist erzählt worden, es sollen sich einzelne Damen nur Rock und Leibchen angebügelt haben und damit auf den Tummelplatz gezogen sein. Ich frage: Wo bleibt die Achtung vor der alten Tracht?

Das sind kerngesunde Worte, die wir hier abdrucken, weil wir ihnen die größte Verbreitung und Nachachtung wünschen.

**Hundestrafen.** In der Zeitschrift Niedersachsen 27, 1922 S. 200, führt Erwin Volkmann die Namen Hunnstraße, Hunnenstraße, Hundestraße, die sich weit verbreitet, z. B. in Bremen, Lübeck, Hamburg, Stade, Wismar, Schwerin (die jetzige Ritterstraße), Greifswald, Stettin, Danzig, Elbing, finden, auf den Hunno zurück, der ursprünglich der Vorsteher einer Hundertschaft, später als Stellvertreter des comes und dann als grundherrlicher Vogt erscheint. Die Straßen werden als der Sitz des Dogtes benannt und sind durchgängig ansehnlicher Art; der Dogt kann auch außerhalb der



Stadt wohnen, so in Rostock auf der schon 1278 von den Bürgern erworbenen und dann zerstörten Hundsburg bei Schmarl an der Warnow. Dieselbe Entstellung hat auch die von ihm erhobene Naturalabgabe erfahren, die aus der annona centenarii oder hondi früh zum Hundekorn und zur annona canina geworden ist. Bz.

Der **Heimatsforschung** in Schleswig, Holstein, Hamburg und Lübeck will die seit 1922 im Verlage des Kunstgewerbemuseums der Stadt Flensburg erscheinende Zeitschrift **Nordalbingen** dienen. Die Leitung haben Dr. Walter H. Dammann in Flensburg und Dr. Harry Schmidt in Kiel übernommen. Bisher liegen 3 Bände vor mit reichem Inhalt. Der erste ist dem unermüdblichen Pastor Johannes Biernacki gewidmet. Berühren sich nun Bestrebungen und Ziele der neuen Zeitschrift mit denen unseres Heimatbundes überhaupt und erheischen sie schon der Nachbarschaft der Gebiete wegen unsere volle Aufmerksamkeit, so muß noch besonders an dieser Stelle auf die Untersuchung von Dr. John Eimers (Hamburg) über die Werkstatt des Statius von Düren im 3. Bande hingewiesen werden. Sie füllt mehr als 140 Seiten und bringt 101 Abbildungen. Mecklenburg geht sie wegen des Fürstenhofs in Wismar und der Schlösser zu Schwerin, Gadebusch und Bügow an, wegen Privathäuser auch noch Rostock und Wismar. Je tiefer Eimers in seinen Gegenstand eindringt, um so bedauerlicher ist es, daß die hier angezeigte Arbeit seine letzte ist. Er ist inzwischen einem Blinddarmlleiden erlegen. Das neue Unternehmen aber kann man nur freudig begrüßen und ihm besten Fortgang wünschen. Es werden dadurch auch unsere Bestrebungen wesentlich gefördert werden.

Friedrich Tegen (Wismar).

A. Dietsch und Max Rehberg, Jahreshefte des Provinzialvereins Brandenburg des deutschen Lehrervereins für Naturkunde I 1922; Max Rehberg, Aus dem Sagenschatz der Heimat. Granienburger Heimatbücher 1. Wir weisen auf die beiden uns freundlichst übersandten Veröffentlichungen gemeinsam hin, weil sie demselben Zwecke dienen, Heimatkunde und Heimatliebe zu vertiefen und ihren Pflegern die Mittel in die Hand zu geben, aufklärend und werbend auf weitere Kreise zu wirken. Der Aufsatz von M. Rehberg, Beiträge zur Pflanzengeographie von Niederbarnim-West (Interessante Florenelemente) gibt in streng wissenschaftlicher Betrachtungsweise, auch mit Verbreitungskarte, eine Übersicht über den Pflanzenbestand des Gebietes mit kurzer Charakterisierung der besonders bedeutungsvollen Arten, eine Arbeit, der wir baldige Nachfolge in unserem Arbeitsgebiet wünschen. — Die Heimatbücher entsprechen in Anlage und Charakter unserer so schön einsehenden Bökerei. In dem Sagenhefte werden die Freunde unserer Sagenwelt viel Verwandtes finden, aber auch manches Abweichende, so die ungleich stärkeren Anklänge an geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten, die ja in unseren Sagen fast ganz fehlen. Bz.

**Doberan.** Der Vorstand der Ortsgruppe des Heimatbundes besteht jetzt aus den Herren Studienrat Heinrichs, Zahnarzt Dr. Schulz, Landdrost v. Orken, Rektor Hesse, Studienrat Schröder. Der langjährige verdiente Vorsitzende, Prof. Dr. Tegner, wurde in der letzten Generalversammlung der Ortsgruppe zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Die rückständigen Beiträge für 1924 (zwei Mark) werden erbeten unter der Adresse des Kassenwarts Herrn Professor M u l s o w, Schwerin, Friedrich-Franz-Str. 53, oder Postscheckkonto des Heimatbundes Mecklenburg, Schwerin, Hamburg Nr. 8078.

Schriftleitung: Professor Dr. B e l t z - Schwerin, Geh. Hofrat Professor Dr. G e i n i t z - Rostock, Geh. Oberbaurat P r i e s - Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.  
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.



in Rostock auf der schon 1278 von den Bürgern erworbenen und dann  
burg bei Schmarl an der Warnow. Dieselbe Entstellung hat auch die  
e Naturalabgabe erfahren, die aus der annona centenarii oder hondi  
korn und zur annona canina geworden ist. B3.

atforschung in Schleswig, Holstein, Hamburg und Lübeck will die seit  
des Kunstgewerbemuseums der Stadt Flensburg erscheinende Zeitschrift  
en dienen. Die Leitung haben Dr. Walter H. Dammann in Flensburg  
Schmidt in Kiel übernommen. Bisher liegen 3 Bände vor mit reichem  
ist dem unermüdlischen Pastor Johannes Biernacki gewidmet. Berühren  
ngen und Ziele der neuen Zeitschrift mit denen unseres Heimatbundes  
heischen sie schon der Nachbarschaft der Gebiete wegen unsere volle Auf-  
muß noch besonders an dieser Stelle auf die Untersuchung von Dr.  
(Hamburg) über die Werkstatt des Statius von Düren im  
iefen werden. Sie füllt mehr als 140 Seiten und bringt 101 Abbil-  
burg geht sie wegen des Fürstenhofs in Wismar und der Schlösser zu  
sch und Bülow an, wegen Privathäuser auch noch Rostock und Wismar.  
in seinen Gegenstand eindringt, um so bedauerlicher ist es, daß die hier  
t seine letzte ist. Er ist inzwischen einem Blinddarmlleiden erlegen. Das  
en aber kann man nur freudig begrüßen und ihm besten Fortgang  
werden dadurch auch unsere Bestrebungen wesentlich gefördert werden.

Friedrich Tehen (Wismar).

und Max Rehberg, Jahreshefte des Provinzialvereins  
g des deutschen Lehrervereins für Naturkunde I 1922; Max Rehberg,  
enschaft der Heimat. Granienburger Heimatbücher 1. Wir weisen  
ns freundlichst übersandten Veröffentlichungen gemeinsam hin, weil sie  
dienen, Heimatkunde und Heimatliebe zu vertiefen und ihren Pflegern  
Hand zu geben, aufklärend und werbend auf weitere Kreise zu wirken.  
M. Rehberg, Beiträge zur Pflanzengeographie von Niederbarnim-West  
renelemente) gibt in streng wissenschaftlicher Betrachtungsweise, auch  
karte, eine Übersicht über den Pflanzenbestand des Gebietes mit kurzer  
der besonders bedeutungsvollen Arten, eine Arbeit, der wir baldige  
erem Arbeitsgebiet wünschen. — Die Heimatbücher entsprechen in An-  
ter unserer so schön einsehenden Bökerei. In dem Sagenhefte werden  
ter Sagenwelt viel Verwandtes finden, aber auch manches Abweichende,  
ärkeren Anklänge an geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten, die  
gen fast ganz fehlen. B3.

Der Vorstand der Ortsgruppe des Heimatbundes besteht jetzt aus  
udienrat Heinrichs, Zahnarzt Dr. Schulz, Landdrost v. Örgen,  
tudienrat Schröder. Der langjährige verdiente Vorsitzende, Prof.  
urde in der letzten Generalversammlung der Ortsgruppe zum  
n ernannt.

indigen Beiträge für 1924 (zwei Mark) werden erbeten unter  
Kassenwarts Herrn Professor Mulsow, Schwerin, Friedrich-  
oder Postsparkonto des Heimatbundes Mecklenburg, Schwerin,  
78.

ofessor Dr. Beitz - Schwerin, Geh. Hofrat Professor Dr. Geinitz - Rostock,  
Geh. Oberbaurat Pries - Schwerin.

Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.  
uck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.

